



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE GESANGBUCH

Wintersemester 2024/25

PREDIGTEN

- 1 Te Deum (EG 191/331)**
Prof. Dr. Martin Wallraff
23. Sonntag nach Trinitatis, 3. November 2024
- 2 Gott ist gegenwärtig (EG 165)**
Prof. Dr. Kristin Weingart
Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres, 17. Nov. 2024
- 3 Macht hoch die Tür (EG 1)**
Prof. Dr. Jörg Lauster
1. Advent, 1. Dezember 2024
- 4 Stille Nacht (EG 46)**
Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. Konrad Klek (Universität Erlangen)
3. Advent, 15. Dezember 2024
- 5 All Morgen ist ganz frisch und neu (EG 440)**
Prof. Dr. Dr. h.c. Gunther Wenz
Epiphantias, 6. Januar 2025
- 6 Von guten Mächten treu und still umgeben (EG 65/637)**
Prof. Dr. Reiner Anselm
2. Sonntag nach Epiphantias, 19. Januar 2025
- 7 Heiteres Licht heiliger Herrlichkeit**
Prof. Dr. Daniel Benga
Ökumenischer Abendgottesdienst, Mittwoch, 5. Februar 2025

Te Deum
EG 191/331

Prof. Dr. Martin Wallraff
23. So. n. Trinitatis, 3.11.2024

Te Deum laudamus.
Te Dominum confitemur.
Te aeternum patrem
 omnis terra veneratur.
Tibi omnes Angeli,
tibi caeli et universae potestates,
tibi cherubim et seraphim
 incessabili voce proclamant:
Sanctus, sanctus, sanctus
 Dominus Deus Sabaoth.
Pleni sunt caeli et terra
 maiestatis gloriae tuae.

*Dich, Gott, loben wir.
Dich, Herrn, bekennen wir.
Dich, den ewigen Vater,
 verehrt der ganze Erdkreis.
Mit unaufhörlicher Stimme rufen
dir zu alle Engel,
dir zu die Himmel und die Kräfte des Alls,
dir zu die Cherubim und Seraphim:
Heilig, heilig, heilig
 ist der Herr, Gott, Zebaoth.
Voll sind Himmel und Erde
 von der Majestät deiner Ehre.*

Te gloriosus apostolorum chorus,
te prophetarum laudabilis numerus,
te martyrum candidatus laudat exercitus.
Te per orbem terrarum sancta confitetur
 ecclesia,
 patrem immensae maiestatis,
 venerandum tuum verum et unicum
 Filium,
 sanctum quoque paraclitum spiritum.

*Dich lobt der glorreiche Chor der Apostel,
dich die lobwürdige Zahl der Propheten,
dich das leuchtende Heer der Märtyrer.
Dich bekennt weltweit die heilige Kirche:
 den Vater unermesslicher Majestät,
 deinen wahren und einzigen Sohn,
 dem Ehre gebührt,
 auch den Heiligen Tröstergeist.*

Tu Rex gloriae, Christe.
Tu Patris sempiternus es Filius.
Tu ad liberandum suscepturus hominem,
 non horruisti Virginis uterum.

*Du König der Ehre, Christus.
Du bist des Vaters ewiger Sohn.
Du bist nicht zurückgeschreckt vor der
 Geburt von einer Jungfrau, um Mensch
 zu werden und Mensch zu befreien.*

Tu devicto mortis aculeo,
 aperuisti credentibus regna caelorum.

*Du hast den Stachel des Todes bezwun-
gen und den Gläubigen das Himmel-
reich eröffnet.*

Tu ad dexteram Dei sedes, in gloria patris,	<i>Du sitztest zur Rechten Gottes, zur Ehre des Vaters,</i>
iudex crederis esse venturus.	<i>Du wirst auch geglaubt als Richter, der kommt.</i>
Te ergo quaesumus:	<i>Dich also bitten wir:</i>
Tuis famulis subveni,	<i>Deinen Dienern komm zu Hilfe,</i>
quos pretioso sanguine redemisti.	<i>die du mit wertvollem Blut erlöst hast.</i>
Aeterna fac cum sanctis tuis in gloria	<i>Mach, dass wir in Ewigkeit mit deinen</i>
numerari.	<i>Heiligen zur Glorie gezählt werden.</i>
Salvum fac populum tuum Domine,	<i>Mache heil dein Volk, Herr,</i>
et benedic haereditati tuae.	<i>und segne dein Erbe.</i>
Et rege eos,	<i>Und leite sie,</i>
et extolle illos usque in aeternum.	<i>und erhebe sie bis in Ewigkeit.</i>
Per singulos dies, benedicimus te.	<i>Tag für Tag preisen wir dich.</i>
Et laudamus nomen tuum	<i>Und wir loben deinen Namen</i>
in saeculum et in saeculum saeculi.	<i>in die Ewigkeit aller Ewigkeit.</i>
Dignare Domine, die isto sine peccato nos	<i>Mach uns würdig, Herr, dass wir an je-</i>
custodire.	<i>nem Tag schuldlos bewahrt werden.</i>
Miserere nostri, Domine, miserere nostri.	<i>Erbarme dich unser, Herr, erbarme dich</i>
	<i>unser.</i>
Fiat misericordia tua Domine super nos,	<i>Dein Erbarmen, Herr, möge über uns sein,</i>
quemadmodum speravimus in te.	<i>wie wir auf dich hoffen.</i>
In te, Domine, speravi:	<i>Auf dich, Herr, hoffte ich:</i>
Non confundar in aeternum.	<i>Ich werde nicht zuschanden auf ewig.</i>

Zitierte Psalmstellen im Schlussteil (ab *Salvum fac*):

Ps 28,9; 145,2; (cf. 51,3.6); 33,22; 31,2

Übersetzung: M.W.

Te Deum, liebe Gemeinde, unter diesem Titel ist der Hymnus bekannt, den wir gerade gehört haben. Oder zumindest: dessen ersten Teil wir gesungen und gehört haben. *Te Deum* ist ja eigentlich kein Titel, sondern es sind nur die Anfangsworte, die ein erstaunliches Eigenleben entwickelt haben und bekannt geworden sind wie kaum ein anderer Liedanfang. *Te Deum laudamus*, „Dich, Gott, loben wir“ – so geht es los. Große Worte, aber eigentlich kein Titel.

Der Schreiber der Münchner Handschrift, die hier beigegeben ist (unten Seite 1-7), brauchte eine Überschrift und wusste sich keinen anderen Rat als in roter Tinte darüber zu schreiben *Ymnus Sanctae Trinitatis*, „Loblied auf die Heilige Dreifaltigkeit“. Das ist klug und fromm gedacht, aber dennoch nicht sehr passend. Denn wenn Sie den Text aufmerksam lesen, stellen Sie fest: Von der Dreifaltigkeit ist dort eigentlich kaum die Rede. Der Oberlehrer in mir sagt: Themaverfehlung. Und der Kirchenhistoriker in mir sagt: Das kann man vielleicht historisch erklären. Der Grund könnte darin liegen, dass dieser Text wirklich sehr alt ist. Er kann gut und gern aus einer Zeit stammen, in der sich die Vorstellung von der Trinität erst zu formen begann oder zumindest in der sie noch nicht so fest verdrahtet zum liturgischen Lobpreis gehörte wie später.

Die mittelalterliche Überlieferung bringt den Hymnus mit den beiden großen Kirchenvätern Ambrosius und Augustin in Verbindung. An Ostern 387 hat der eine den anderen getauft, und man hat sich das dann wie einen charismatischen Dialog vorgestellt: *Te Deum laudamus*, beginnt der eine, und dann der andere, kaum dem Taufbecken entstiegen: *Te Dominum confitemur*. Dann wieder der eine: *Te aeternum patrem omnis terra veneratur*, und der andere: *Tibi omnes angeli proclamant*, und so fort.

Das ist eine ansprechende Vorstellung, doch ich glaube, dass nicht einmal Kirchenväter spontan so lobpreisen. Es ist, bei Lichte besehen, eigentlich auch kein dialogischer Text, kein Spiel aus Rede und Widerrede, aus Frage und Antwort, sondern es ist ein Text, der seine lyrische Kraft aus dem Kreisenden und Wiederholenden bezieht, der sich in Spiralen hochschraubt im Gotteslob. Das gilt jedenfalls für die ersten beiden Teile, die wir hier zunächst betrachten.

Der Schluss ist ein Gebet, *te ergo quaesumus*, „dich also bitten wir“, und diesen Teil werden wir beten, als Fürbitten nach der Predigt.

Ambrosius und Augustin kommen als Autoren aus verschiedenen Gründen nicht so recht in Betracht, aber die mittelalterliche Überlieferung hat etwas Wahres gesehen. Denn der Hymnus mag wohl aus deren Zeit stammen, wenn er nicht sogar noch älter ist. Seit bald 1700 Jahren singen Christen

so, und sie wurden dabei nicht müde. Im Gegenteil – sie haben sich hineingesteigert in die Spiralen des Gotteslobes. Sie haben den Hymnus geliebt und ihm in all diesen Jahrhunderten eine erstaunliche Karriere bereitet.

Wir setzen noch einmal beim Sanctus ein, dem Lobgesang aus Jesaja 6, den wir auch vom Abendmahl kennen, und hören die nächste Schleife.

♪ *Sanctus bis Paraclitum Spiritum*

Christen haben diesen Hymnus geliebt, über Jahrhunderte geliebt, und ihn weitergetragen und weitergedacht. Indes: es war oft die falsche Liebe. Im Rückblick erkennen wir das, ja man möchte fast sagen: bekennen wir das. Im *Graduale Romanum* steht der Hymnus in einer Art Anhang unter der Überschrift *Pro gratiarum actione*, zum Zweck der Danksagung. Er konnte flexibel eingesetzt werden, für Danksagungen verschiedenster Art. Es hat dem Lied nicht gut getan, dass diese Anlässe nach und nach immer öfter politischer Art waren, obgleich das Lied an sich gar nichts Politisches hat. Karl der Große ließ das *Te Deum* singen nach seiner Kaiserkrönung im Petersdom im Jahr 800. Bei Kreuzzügen konnte es gesungen werden, nach erfolgreicher Schlacht. Christoph Kolumbus sang es 1492 bei der Ankunft in Amerika. Der Papst ließ es anstimmen nach der Bartholomäusnacht 1572, als Dank für den Massenmord an zahllosen Protestanten. Und ob der Dank für die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 viel christlicher war, kann man sich fragen.

Kurzum: Christen haben sich dieses Hymnus bedient, wenn sie den dicken Max markieren wollten. Unterstützt von einer immer pompöseren musikalischen Tradition, haben sie aus dem einfachen Lob- und Danklied ein Feier- und Triumphlied gemacht. Kein Sieg war ihnen zu blutig, kein Feind zu niedrig, um nicht noch mit diesem Hymnus die Feier fromm zu verbrämen.

Am Schluss störte eigentlich nur noch der Text, denn er war zu gottgefällig – und auch den wusste man schließlich loszuwerden. In der französischen Revolution wurde zunächst noch das *Te Deum* gesungen, um es dann zu ersetzen durch das „Te Deum der Neufranken“ (wie es in der deutschen Erstübersetzung hieß) oder, wie Goethe sagte, das „revolutionäre Tedeum“, nämlich die Marseillaise. Aus der christlichen Staatsmusik war die erste

neuzeitliche Nationalhymne geworden, so mitreißend in der Musik wie blutrünstig im Text.

Eine neue Liebe entfachte der christliche Text, als der katholische Priester Ignaz Franz, Rektor des Priesterseminars in Breslau, den Hymnus 1771 in die Form eines gereimten Kirchenliedes umgoss: „Großer Gott, wir loben dich.“ Auch diese Nachdichtung haben die Christen geliebt – so sehr geliebt, dass erstaunlicherweise das katholische Kirchenlied schon bald auch von Evangelischen gesungen und geliebt wurde, längst vor Erfindung der Ökumene.

Und wieder war's die falsche Liebe. Was als konfessionsverbindendes Gotteslob dem Ausgleich und der Versöhnung hätte dienen können, wurde zum Ausdruck arroganter Übergriffigkeit. Die Deutschen Christen nannten ihr Gesangbuch „Großer Gott, wir loben dich“ und wollten damit *alle* Christen vor ihren, den nationalistischen Karren spannen. Strophe 2 des Liedes musste weichen, denn die Cherubim und Seraphinen waren zu semitisch, zu jüdisch. Im Feldgesangbuch von 1939 trat an deren Stelle eine neu gedichtete Strophe, deren Schlussreim lautete: „Losungswort sei allzugleich: ‚Treu zu Führer, Volk und Reich.‘“

Kann man danach jemals noch zurückkommen zu diesem Lied? Man kann nicht – so entschieden die Gesangbuchmacher der vorigen Generation (die sonst nicht immer zimperlich waren). Im „Evangelischen Kirchengesangbuch“ war „Großer Gott, wir loben dich“ nicht mehr enthalten. Für mich überraschend, denn das Buch war das Gesangbuch meiner Jugend, und dieses Lied wurde damals sehr wohl gesungen, dann eben hektografiert. Man konnte (und man kann) die Liebe zu diesem Lied nicht wegdekretieren.

Umso mehr kann man und muss man ganz genau hinhören, was man da singt. Wir kehren zurück zum *Te Deum* und hören, wie dort Christus als König der Ehre, als *rex gloriae*, besungen wird. Staatsmusik hin oder her: die Fürsten, Führer und Könige dieser Welt mussten das anhören.

♪ *Tu rex bis esse venturus*

In litaneiartiger Strenge schraubt sich der Hymnus hoch im Gotteslob. Du bist König, du bist Sohn, du bist Mensch geworden, und so weiter. Immer wieder „Du“, nämlich Du, Jesus Christus. Der ganze zweite Teil ist an ihn gerichtet, ein großes Christuslob. Aber es ist eben nicht nur ein Lob für Christus, sondern es ist in hymnischer Sprache direkt *an ihn* gerichtet. Überhaupt ist das „Du“ im ganzen Hymnus das wichtigste Wort. Fast jede Zeile beginnt mit *te, tibi, tu* – ich habe versucht, das in der Übersetzung so zu belassen: Dich, Dir, Du, auch wenn es im Deutschen manchmal eigenartig klingt. Das mag lyrisch und rhetorisch einfach sein, fast banal, aber vielleicht ist es das, was unseren Hymnus so besonders macht.

Denn dieses Du ist das Geheimnis allen Glaubens und das Geheimnis allen Menschseins. Dass wir Du sagen können und nicht nur Ich, dass wir unser Ich öffnen können aufs Du, und zwar nicht nur – von klein auf – das „Du, Mama“, „Du, Papa“, sondern dann auch das „Du, Geliebte“, das „Du, Sohn“, das „Du, Nächste“, „Du, Mitmensch“, und schließlich – über alles das hinausgehend – das „Du, Gott“, das *Te Deum*.

Ein Teil der theologischen Tradition hat sich mit der Frage abgemüht, ob es Gott gibt. Aber vielleicht ist das gar nicht so wichtig. Vielleicht ist es viel wichtiger, dass wir uns öffnen können, dass wir Gott anrufen können, ihn loben, ihm danken, dass wir nicht im Ich stecken bleiben, sondern ausgerichtet sind, aufgerichtet sind auf etwas Anderes hin, etwas Größeres, das uns alle übersteigt.

Es ist das „Große Du“, das in beinahe jeder Zeile des Hymnus aufscheint: *Te Deum, Te Dominum, Te aeternum patrem*, und so weiter. Das Große Du erhebt den Menschen, nicht das aufgeblasene Ich.

Und dann noch ein letzter Gedanke: Da spricht nicht das Ich. Der ganze Hymnus ist in Wir-Form abgefasst. In der Grundschule meines Sohnes gab es ein Klassenmaskottchen, ein unförmiges grünliches Stofftier. Es hieß „das kleine Wir“. Es war zuständig für die Gruppenerlebnisse und den Gruppenzusammenhalt. Dieses kleine Wir ist auch das Subjekt unseres Hymnus. Es steht nicht im Vordergrund, es steht eher klein im Hintergrund. Es hat sonst keinen Namen. Außer vielleicht an einer Stelle, wo es heißt

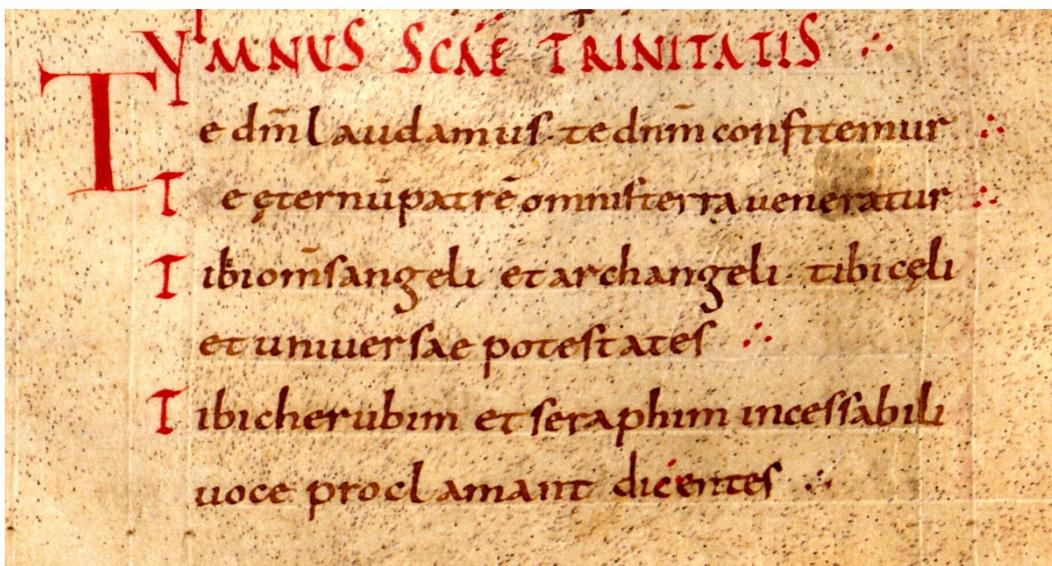
„Dich bekennt die Gemeinschaft der Heiligen“. Das ist eine freie Übersetzung für *Te confitetur sancta ecclesia*, die heilige Kirche. Das „große Du“ vereinzelt nicht, sondern es vereint. Es gibt den vielen Ichs eine gemeinsame Ausrichtung, wir alle singen: *Te Deum*.

Zu Beginn haben wir gefragt, was unser Hymnus eigentlich für eine Überschrift tragen könnte. Hier ist sie: „Das große Du und das kleine Wir“. So könnte er heißen, so sollte er heißen. Das Gotteslob erhebt uns, aber es macht uns nicht Größenwahnsinnig, die Gewichte bleiben im Lot: „Das große Du und das kleine Wir.“

Immer wenn Menschen versucht haben, da ein großes Wir draus zu machen, das Wir der *grande nation*, das Wir der siegreichen Armee, das Wir der Herrenrasse und so weiter, wenn Christen versucht haben, den dicken Max zu markieren, immer dann ist es furchtbar schief gegangen.

Groß – bist Du, Gott, allein Du, und es ist Wunder genug, dass unser kleines Wir dieses große Du überhaupt sagen und singen kann. Dich, Gott, loben wir, *Te Deum laudamus*. Amen.

Fürbitten in Anlehnung an EG 331,1-8.



Ymnus Sanctae Trinitatis, einer der ältesten Textzeugen für das Te Deum
München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 343, f. 211v (entstanden Mailand, 10. Jh.)

Gott ist gegenwärtig
EG 165

Prof. Dr. Kristin Weingart
Vorl. So. d. Kirchenjahres, 17.11.2024

1) *Gott ist gegenwärtig.
Lasset uns anbeten
und in Ehrfurcht vor ihm treten.
Gott ist in der Mitte.
Alles in uns schweige
und sich innigst vor ihm beuge.
Wer ihn kennt, wer ihn nennt,
schlag die Augen nieder;
kommt, ergebt euch wieder.*

2) *Gott ist gegenwärtig,
dem die Cherubinen
Tag und Nacht gebücket dienen.
Heilig, heilig, heilig!
singen ihm zur Ehre
aller Engel hohe Chöre.
Herr, vernimm unsre Stimm,
da auch wir Geringen
unsre Opfer bringen.*

3) *Wir entsagen willig
allen Eitelkeiten,
aller Erdenlust und Freuden;
da liegt unser Wille,
Seele, Leib und Leben
dir zum Eigentum ergeben.
Du allein sollst es sein,
unser Gott und Herre,
dir gebührt die Ehre.*

4) *Majestätisch Wesen,
möcht ich recht dich preisen
und im Geist dir Dienst erweisen.
Möcht ich wie die Engel
immer vor dir stehen
und dich gegenwärtig sehen.
Lass mich dir für und für
trachten zu gefallen,
liebster Gott, in allem.*

5) *Luft, die alles füllet,
drin wir immer schweben,
aller Dinge Grund und Leben,
Meer ohn Grund und Ende,
Wunder aller Wunder:
ich senk mich in dich hinunter.
Ich in dir, du in mir,
lass mich ganz verschwinden,
dich nur sehn und finden.*

6) *Du durchdringest alles;
lass dein schönstes Lichte,
Herr, berühren mein Gesichte.
Wie die zarten Blumen
willig sich entfalten
und der Sonne stille halten,
lass mich so still und froh
deine Strahlen fassen
und dich wirken lassen.*

7) *Mache mich einfältig,
innig, abgeschieden,
sanft und still in deinem Frieden;
mach mich reines Herzens,
dass ich deine Klarheit
schauen mag in Geist und Wahrheit;
lass mein Herz überwärts
wie ein' Adler schweben
und in dir nur leben.*

8) *Herr, komm in mir wohnen,
lass mein' Geist auf Erden
dir ein Heiligtum noch werden;
komm, du nahes Wesen,
dich in mir verkläre,
dass ich dich stets lieb und ehre.
Wo ich geh, sitz und steh,
lass mich dich erblicken
und vor dir mich bücken.*

Liebe Gemeinde,
dieses Lied ist eine Zumutung. So viel Beugen, Bücken, Augen Nieder-
schlagen, soviel Ehrfucht, Ergebung und Entsagung. Kommt uns das noch
über die Lippen, trotz der überaus eingängigen Melodie? Ja, dieses Lied ist
eine Zumutung. Fordert es uns doch gerade, nachdem wir zu singen ange-
hoben haben, zum Schweigen auf – „Alles in uns schweige“ –, um dann
doch noch über acht Strophen weiterzugehen. Also was jetzt, singen oder
schweigen? Und noch einmal, dieses Lied ist eine Zumutung, wenn es so-
gleich und gleich doppelt mit der Aussage beginnt: „Gott ist gegenwärtig.“
Ist er das? Wirklich? Macht unsere Welt mit ihren Krisen und Nöten, nicht
viel zu oft einen ganz anderen, einen gottverlassenen Eindruck? Kann man
das einfach so sagen oder gar singen?

Gerhard Tersteegen konnte es offensichtlich, damals vor nunmehr fast 300
Jahren. Die Nachgeborenen versehen die Früheren gern der guten Ordnung
halber mit einem Etikett; in der Kirchenliedkunde ist Gerhard Tersteegen
der Mystiker des reformierten Pietismus. Er führte ein bewegtes Leben, das
von vielerlei Umbrüchen gekennzeichnet war. 1697 geboren in Moers, hätte
er gern Theologie studiert. Aber die wirtschaftliche Situation seiner Familie
– der Vater war früh gestorben, die Mutter hatte für sieben Kinder zu sorgen
– ließ es nicht zu. So wurde er Kaufmann, aber damit nicht glücklich, gab
sein mit 20 Jahren gegründetes Geschäft bereits als 23-Jähriger wieder auf,
lebte erst als Leinen- und Seidenbandweber, später als Laienprediger, Hei-
ler und Apotheker am Niederrhein und in Holland. Er führte ein unstetes
Leben, gründete eine evangelische Kommunität, geriet immer wieder mit
den kirchlichen Autoritäten in Konflikt und auch mit sich selbst. Empfund
er doch zu viel Getriebe stets als Ablenkung vom Eigentlichen, der Zurück-
gezogenheit, dem stillen Einswerden mit Gott. Immerhin hatte er in alldem
die Muße zum Dichten: mindestens 122 Lieder hat er geschaffen, an die
1200 Verse und tausende Briefe geschrieben, einen Kinderkatechismus
verfasst und mystische Schriften übersetzt. „Nicht gelehrt und nicht geehrt,
unbekannt und eingewandt, nichts mehr haben, nichts mehr sorgen,
willenlos in Gott verborgen nur der Ewigkeit gemein: Dies soll meine Regel

sein“¹, formuliert er als sein Lebensmotto in der Lieder- und Gedichtsammlung „Geistliches Blumen-Gärtlein inniger Seelen“, in dessen erster Auflage von 1729 auch unser Lied erschienen ist. Bei mir als eher nüchtern veranlagter norddeutscher Protestantin springt dabei nicht nur die Kitsch-Warnlampe an, sondern es regt sich auch Widerstand gegen so viel Hang zur Selbstaufgabe. Was für eine Zumutung?

Wie also hat Gerhard Tersteegen nun gesungen von der Gegenwart Gottes? Sprachlich bedient er sich einer Vielfalt biblischer Bilder und in der Sache nimmt er uns mit hinein in sein eigenes Erleben. Vom Wir zum Ich bewegt sich das Lied und stellt uns die Gegenwart Gottes auf zweierlei Weisen vor Augen, die in einer eigentümlichen Spannung stehen. Die ersten vier Strophen haben wir gerade gesungen. Hier ist Gott ein „majestätisch Wesen“, in den zweiten vier wird er das „nahe Wesen“ sein. Was das „majestätisch Wesen“ ausmacht, beschreibt Tersteegen indirekt und greift dabei auf Jes 6 zurück. Genauso wie der Prophet Jesaja, der zu Beginn seines Visionsberichts sagt, dass er Gott gesehen habe, und uns Lesern und Hörerinnen dann jede Beschreibung Gottes schuldig bleibt, spiegelt sich bei Tersteegen Gottes Majestät in den Reaktionen seines himmlischen Umfelds. Da sind die Engel, die ihm „gebücket dienen“ und das „Heilig, heilig, heilig!“ singen. Wir dürfen uns diese Engel, die Cherubim ebenso wie die Seraphim aus Jes 6, nicht als putzige pausbäckige Putten vorstellen. Jesajas Seraphim sind große sechsflügelige Schlangen, die Cherubim hingegen sind geflügelte Löwen mit Menschenköpfen und manchmal flammenden Schwertern. Da kann einem schon anders werden, so wie es Jesaja ergeht, den bei diesem Anblick eine Todesangst überfällt. Nicht nur, weil er kurz darauf beauftragt wird, eine Botschaft auszurichten, die Gottes vernichtendes Gericht über sein Volk ankündigt. Nein, auch weil er Gott sieht. Kein Mensch kann Gott sehen und am Leben bleiben, heißt es in Ex 33. Selbst Mose durfte nur aus einer Felsspalte heraus hinter dem vorüberziehenden Gott herschauen und blieb doch für sein Leben gezeichnet. Wenn schon diese furchteinflößenden Wesen angesichts der Gegenwart Gottes ihre Gesichter verdecken müssen, nichts tun können als Gott zu preisen, wie sollen wir Menschen vor dem Allmächtigen, dem Schöpfer der ganzen

¹ Gerhard Tersteegen: Geistliches Blumengärtlein. Stuttgart 1956, Nr. 352.

Welt bestehen? Gottes Gegenwart ist nicht einfach ein Wohlfühlprogramm. Und wer jetzt denkt, das ist doch der zornige, der rachsüchtige Gott des Alten Testaments, im Neuen Testament und bei Jesus Christus ist das alles ganz anders, der sei an das Evangelium erinnert, das wir gerade gehört haben. Ganz ähnlich wie Jesaja Gott sieht, sitzt dort Christus auf dem Thron, umgeben von seinem eigenen himmlischen Hofstaat. Er sitzt dort in seiner erschreckenden Herrlichkeit und hält Gericht – eine Szene, die in vielen bildlichen Darstellungen, auf zahlreichen mittelalterlichen Kirchenportalen mit allen Registern des Schreckens ausgemalt wurde. Gottes Gegenwart ist kein Wohlfühlprogramm. Überwältigende Ehrfurcht, ohnmächtiges Schweigen, vollständige Ergebung, ja bestenfalls das Einstimmen in den Lobgesang ist doch die einzig denkbare, die einzig vorstellbare Reaktion: „Du allein sollst es sein, unser Gott und Herre, die gebührt die Ehre.“ Aber ganz so geht die Sache bei Tersteegen dann nicht aus. In der vierten Strophe vollzieht sich eine erstaunliche Wendung. Hier möchte er plötzlich selbst zur geflügelten Schlange werden, mitten unter den Engelsgestalten schweben, mit ihnen gemeinsam das „Heilig, heilig, heilig“ singen und selber Gott sehen. Vom Schweigen zum Singen, von der tiefsten Erniedrigung zur höchsten Erhöhung in den himmlischen Hofstaat, bis hinein in die unerträgliche Gegenwart Gottes?

Von ganz oben führt uns Gerhard Tersteegen nun in die tiefsten Tiefen, zum Grund aller Dinge, der sogleich alle Konturen verliert. Gott ist überall und in allem – wie Sonnenlicht, wie Luft und Meer. Gottes Gegenwart ist eine Allgegenwart, es gibt nichts, wo er nicht wäre. Die ganze Welt ist in Gott: „Du durchdringest alles.“ Und alles wird ganz ruhig, alle Aktivität ist nur Stille-Halten, ist nur Gott wirken lassen, so wie Blumen sich im Sonnenlicht wiegen. Der Weg zu Gott führt tief hinab: „Ich senk mich in Dich hinunter.“ Aber wohin hinab, wenn Gott doch überall ist? Der Weg zu Gott führt bei Tersteegen tief hinab in die eigene Seele. Nicht umsonst wechselt das Lied vom Wir der ersten Strophen nun konsequent in das Ich. Und hier ist Gott nun das „nahe Wesen“, so nah, dass jede Differenz aufgehoben ist: „Ich in dir, du in mir. Lass mich ganz verschwinden, dich nur sehen und finden.“ Ich verschwinde, Gott ist alles und dieses Alles ist in mir. Jetzt wird es paradox. Wenn Ich verschwinde, nicht mehr bin, wie kann Ich noch Gott sehen und

finden. Wo das Ich verschwindet, gibt es da überhaupt noch eine Differenz, gibt es da noch Ich und Du? Ist Gott noch mein Gegenüber, bin ich Teil von ihm oder ist er Teil von mir? Unsere Sprache kommt an ihre Grenzen, aber vielleicht nicht unser Erleben? Menschen haben immer wieder und vielerorts von Erfahrungen berichtet, in denen sie ihre eigene Begrenztheit transzendieren, in denen sie eins werden mit dem Universum, der Menschheit, der Natur, mit Gott. Die sprachlichen Bilder, in die diese Erfahrungen gekleidet werden, sind so vielgestaltig wie die kulturellen Kontexte, in denen sie formuliert sind. Die alte Frage, ob sich hier eine universale religiöse Disposition zeigt, ein – mit F.D.E. Schleiermacher gesprochen – „Sinn und Geschmack für das Unendliche“, der zum Menschsein gehört, sei einmal dahingestellt. Jedenfalls sind derartige Erfahrungen zu breit belegt, um einfach als Hirngespinnste einiger Sonderlinge ad acta gelegt zu werden. Aber Gerhard Tersteegen geht noch einen Schritt weiter. Er möchte diese außerordentliche Erfahrung, dieses innige Einssein mit Gott, sogar auf Dauer stellen: „Wo ich steh, sitz und geh, lass mich dich erblicken und vor dir mich bücken“. Nichts auf der Welt, nichts in der Welt soll davon ablenken: „mach mich reinen Herzens, dass ich deine Klarheit schauen mag in Geist und Wahrheit“, will „in dir nur leben“. Wie Gottes furchtbare Majestät so führt auch Gottes liebliche Nähe letztlich in die Stille und Ergebung: „Mache mich einfältig, innig, abgeschieden, sanft und still in deinem Frieden.“ Doch auch am Ende der zweiten Liedhälfte überrascht uns Tersteegen mit einer unerwarteten Wendung. Es schließt sich nämlich der Kreis zum Anfang des Liedes. Wir sind wieder im Tempel – nur jetzt unter umgekehrten Vorzeichen: Dort hatten wir mit Tersteegen und Jesaja den thronenden Gott im Tempel in seiner Herrlichkeit geschaut, dort war uns die furchtbare Majestät, die unendliche Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf aufgegangen. Hier soll nun ausgerechnet „mein Geist auf Erden“ zum Ort der Gottesgegenwart werden. Nicht ich verkläre mich in Gott, sondern Gott verklärt sich in mir. Er ist in mir gegenwärtig – mit all seiner Macht in meiner Ohnmacht. Das ist unerhört, ja, geradezu unglaublich. So unglaublich, dass es auch unser Lied nur in eigentlich widersprüchlichen Bildern ausdrücken kann: Es ist gleichzeitig „wie ein Adler schweben“ und „vor dir mich bücken.“

Unser Lied führt uns an die Grenzen des Sagbaren, ja an die Grenzen des Vorstellbaren und an die Grenzen der Selbstaufgabe. Ob es nun der majestätische Gott oder der nahe Gott ist, beide fordern sie die völlige Hingabe, die vollkommene Ausrichtung unseres Lebens auf Gott. Für Gerhard Tersteegen war genau dies das Entscheidende. Für das ganze Leben – in Alltag und Feiertag, im Gottesdienst und bei der Arbeit, immer und überall, er schreibt: „Wenn ich bei der Arbeit stehe, esse, trinke, sitz und gehe, ach, das Herz ist anderswo, unberührt und innig froh. Nur im Geist mit Gott gemein, da muss meine Wohnung sein.“² Unsere jüdisch-christliche Tradition kennt auch andere Schwerpunktsetzungen. Im Evangelium haben wir es gehört, das mit dem drastischen Bild des göttlichen Gerichts und unter Rückgriff auf die göttliche Majestät zur tätigen Nächstenliebe mahnt. Nicht (nur) im individuellen und weltabgeschiedenen Einswerden mit Gott, sondern auch in jedem bedürftigen Nächsten kann Gott gegenwärtig sein.

Aber das Lied erinnert uns an etwas, das leicht in Vergessenheit gerät. Ich möchte es mit einem Bild aus der jüdischen Mystik beschreiben: Die Frage, wie überhaupt die Welt entstehen konnte, wenn Gott doch die allumfassende und alles ausfüllende Wirklichkeit ist, beantwortet die jüdische Mystik mit der Vorstellung des Zimzum. Gott hat sich selbst zusammengezogen, er hat sich selbst be- und eingeschränkt und hat so Raum geschaffen für die Schöpfung. Gerhard Tersteegen wendet einen ähnlichen Gedanken an. In der Selbstzurücknahme, im Einhalten und Stillewerden, im Aushalten der eigenen Machtlosigkeit öffnet sich der Raum für Gott. Das mag uns fremd sein. Wir Heutigen sind dagegen doch so gerne tätig, in der Selbstverwirklichung, der Gestaltung von Gesellschaft und von Kirche. Gerade in der Kirche reden wir momentan viel davon, was wir tun können, was wir tun sollen. Wir reden von der Gemeinde und davon, was sie tun muss, um wieder stärker und zahlreicher zu werden. Wir reden von Kirchensteuerzahlern und Altersdurchschnitten, von sinkenden Studierendenzahlen und nötigen Umstrukturierungen. Davon, was wir tun können und tun wollen, woran wir arbeiten müssen. Das ist alles bedeutsam, aber noch bedeutsamer ist, darüber nicht zu vergessen: Es geht in der Kirche nicht um die Kirche, es geht in der Gemeinde nicht um die Gemeinde. Es geht in der

² Gerhard Tersteegen: Geistliches Blumengärtlein. Stuttgart 1956, Nr. 480.

Kirche um Gott und um seine Gegenwart – um einen Gott, der gerade da mächtig sein kann, wo wir schwach sind. Daran erinnert uns Gerhard Tersteegen.

Ich habe Ihnen nichts von der Vorstellungswelt der Mystik im Hintergrund des Liedes erzählt, nichts von seiner Form in barocken Pokalstrophen und nicht davon, wie Rudolf Otto es in seiner epochemachenden Studie über das Heilige aufgreift. Das können Sie nachlesen. Viel wichtiger ist: Gott ist gegenwärtig. Hier und jetzt. Das können wir nicht nur singen, wir müssen es sogar singen. Wann, wenn nicht jetzt? Wo, wenn nicht hier im Gottesdienst? Gut, dass wir es heute gesunden haben. Diese Sicht auf die Welt, diese Distanz zur Welt und diese Hoffnung für die Welt mutet uns das Lied zu. Insofern macht es Mut. Ist es nicht eine grandiose Zu-Mutung? Amen.

Macht hoch die Tür
EG 1

Prof. Dr. Jörg Lauster
1. Advent, 1.12.2024

1) *Macht hoch die Tür, die Tor macht weit;
es kommt der Herr der Herrlichkeit,
ein König aller Königreich,
ein Heiland aller Welt zugleich,
der Heil und Leben mit sich bringt;
derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott,
mein Schöpfer reich von Rat.*

2) *Er ist gerecht, ein Helfer wert;
Sanftmütigkeit ist sein Gefährt,
sein Königskron ist Heiligkeit,
sein Zepter ist Barmherzigkeit;
all unsre Not zum End er bringt,
derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott,
mein Heiland groß von Tat.*

3) *O wohl dem Land, o wohl der Stadt,
so diesen König bei sich hat.
Wohl allen Herzen insgemein,
da dieser König ziehet ein.
Er ist die rechte Freudensonn,
bringt mit sich lauter Freud und Wonn.
Gelobet sei mein Gott,
mein Tröster früh und spat.*

4) *Macht hoch die Tür, die Tor macht weit,
eu'r Herz zum Tempel zubereit'.
Die Zweiglein der Gottseligkeit
steckt auf mit Andacht, Lust und Freud;
so kommt der König auch zu euch,
ja, Heil und Leben mit zugleich.
Gelobet sei mein Gott,
voll Rat, voll Tat, voll Gnad.*

5) *Komm, o mein Heiland Jesu Christ,
meins Herzens Tür dir offen ist.
Ach zieh mit deiner Gnade ein;
dein Freundlichkeit auch uns erschein.
Dein Heilger Geist uns führ und leit
den Weg zur ewgen Seligkeit.
Dem Namen dein, o Herr,
sei ewig Preis und Ehr.*

Liebe Gemeinde,

Zögerlichkeit oder Bescheidenheit kann man unserem Gesangbuch nicht vorwerfen. Man schlägt es auf und los geht's. Lied Nummer 1, - wir haben alle Strophen schon gesungen - „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“

ist das berühmteste evangelische Adventslied. Wer nicht mutwillig von Ende November ab seine Ohren verschließt, wird dieses Lied schon einmal gehört haben. Wir singen es in unseren Gottesdiensten, es dudelt aber auch aus vielen Lautsprechern auf den Weihnachtsmärkten. Viele von uns kennen es von Kindesbeinen an, Eltern, Großeltern, Lehrerinnen oder Pfarrer haben uns dieses Lied beigebracht und mit uns gesungen. Man könnte ganze Biographien danach schreiben, wann wir dieses Lied mit wem und wo gesungen haben. Alle Jahre wieder dieses Lied zu singen, das ist eine Art der Loyalität zu unserer Herkunft. „Macht hoch die Tür“ ist ein „Best of“, ein „Evergreen“ in unserem Gesangbuch. Der Erfolg basiert auf einem schlichten Rezept: toller Text, tolle Melodie.

Ja, wenn alles nur immer so einfach wäre. Nach dem, was wir heute wissen, war es ein Pfarrer in Königsberg, der den Text zur Einweihung seiner Kirche im Advent im Jahr 1623 gedichtet hat. Das Einweihungslied hat inzwischen um bald 80 Jahre die Kirche überlebt, denn die Altroßgärter Kirche wurde 1945 von der Roten Armee zerstört. Georg Weissel heißt der Dichter von „Macht hoch die Tür“. Wir wissen nicht allzu viel über ihn, außer dass wir ihm noch andere Lieder unseres Gesangbuchs verdanken. Er hatte, was bei evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrern erfreulich oft vorkommt, einen tiefen Sinn für Musik.

Und ein kluger Theologe war er auch. Meisterhaft verbindet Georg Weissel in dem Lied die Motive, die alles beinhalten, was Advent ausmacht. Das Fundament bilden Psalm 24 und die Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem, die wir in der Lesung des Evangeliums gehört haben. „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe“ heißt es im 24. Psalm. Es ist Ausdruck einer großen Erwartung: Der Messias wird kommen, wie ein König und noch viel mehr als alle irdischen Könige wird er in dieser Welt Einzug halten und sie in das Reich Gottes verwandeln. In jüdischen Gottesdiensten spielt der 24. Psalm bis heute eine wichtige Rolle. Die Hoffnung darauf, dass Gott in dieser Welt Einzug hält, haben die frühen Christen vom Judentum ererbt, in einem Punkt aber entscheidend verändert. Wir warten nicht auf den Messias, wir vertrauen darauf,

dass er bereits gekommen ist. Das Christentum wird geboren aus der Hoffnung, dass Gott nicht dereinst in diese Welt kommen wird. Er ist schon da, er ist schon gekommen. Mit Jesu Einzug in Jerusalem zieht Gott in die Welt ein.

Was aber soll das heißen, dass Gott in der Welt Einzug hält? Theologen sind gefürchtet für ihre wolkige Sprache: Nicht so unser Lieddichter, er ist ein Meister der Konkretion. Wer „Macht hoch die Tür“ singt, der besingt in prachtvollen Bildern, was es heißt, dass Gott in der Welt gegenwärtig ist. Gott kommt nicht nur als König aller Königreich, er ist auch Heiland aller Welt zugleich, der Heil und Leben mit sich bringt, Sanftmütigkeit ist sein Gefährt, sein Zepter ist Barmherzigkeit. In ihm endet alle Not. Man kann nur jedes Land und jede Stadt beneiden, die diesen König bei sich hat. Er ist die rechte Freudensonn. Und wenn wir nicht nur die Türen und Tore unserer Städte aufmachen, sondern unsere Herzen öffnen, dann kommt dieser König auch mit Heil und Leben zu uns. Um einen solchen Einzug kann man wahrhaft nur bitten und beten.

Dieser großartige Text, der alles hat, worauf das Christentum hofft, hat dann zwei Generationen später auch die richtige Musik gefunden. Text und Musik fügen sich seit nun über dreihundert Jahrhundert unauflöslich ineinander. Macht hoch die Tür, das geht nur so und niemals anders. In diesem Einklang ist es zum größten Adventslied geworden, das wir haben. Advent ohne „Macht hoch die Tür“ ist möglich, aber sinnlos.

Nun will ich es mit der Begeisterung auch nicht übertreiben. Unsere Adventshymne entstammt dem Zeitalter des Barock, und über den Barock scheiden sich bekanntlich die Geister. In der Musik kommt die Epoche des Barocks deutlich besser weg, aber in der Kunstgeschichte gibt es wirklich großartig zu lesende Verrisse. Was Egon Friedell in seiner schönen Kulturgeschichte etwa über den Maler Rubens schreibt, ist ein eindrückliches Beispiel: dem ansonsten wohlerzogenen und besonnenen Friedell schmoren beim Barock alle Sicherungen durch. Den Freunden edler Einfachheit und Schlichtheit ist der Barock zu üppig, zu bunt, zu laut, ständig appelliert er an die Sinne, immerfort will er etwas von einem und appelliert an die Gefühle. Anstrengend kann man das nennen, Barock kann auch auf die

Nerven gehen, oder wie wir auf Neudeutsch sagen: Barock kann „too much“ sein.

„Macht hoch die Tür“ hilft uns, etwas besser zu verstehen, um was es im Barock ging. Georg Weissel hat sein Lied, ich habe es erwähnt, 1623 geschrieben. Die Stadt Königsberg hat vermutlich zwei Jahre vorher bei einer Pest-Epidemie ein Drittel seiner Bevölkerung verloren. Seit fünf Jahren tobt in Deutschland ein Krieg von ungeahnter Grausamkeit, der Dreißigjährige Krieg. Königsberg ist davon verschont geblieben, aber in der Mark Brandenburg ist fast die Hälfte der Bevölkerung in diesem Wüten umgekommen. Der König selbst und viele Menschen mussten aus Berlin nach Königsberg fliehen. Georg Weissel war bei alledem dabei. Diese Hintergründe werfen ein anderes Licht auf den Barock. Barock, das ist nicht üppiger Kitsch und Zuckerbäckerei. Barock, das ist Widerstand, Widerstand gegen das Böse, Widerstand gegen das Sinnlose in der Welt. Die kräftigen Farben und Klänge des Barocks entspringen der Kraft und der Energie, die man aufbringen muss, um sich gegen das Absurde in der Welt zu wehren. Sie sind tatsächlich ein Appell, das ist wahr, aber ein Appell des Widerstands: Gebt nicht auf, Gott kommt, Gott ist da. Solcher Widerstand und solche Tapferkeit sind ein Zeichen von göttlicher Gnade, ein Zeichen davon, dass Gott gegenwärtig ist in den Menschen, die diesen Mut aufgebracht haben und aufbringen.

Pandemie und Krieg - das kommt uns irgendwie bekannt vor. Auch wenn der Krieg nicht vor unserer eigenen Haustür stattfindet, wirft er seine Schatten auf uns. Und viele andere Dinge mehr. Wir lesen Nachrichten von schwindender Wirtschaftskraft und Firmenschließungen, Sozialforscher sagen uns, dass es in der Geschichte der Bundesrepublik noch nie eine so pessimistische junge Generation gegeben habe, und selbst aus dem Elfenbeinturm der Universität erscheint nun jede Woche ein Buch zu Themen wie Verlust, Niedergang, explosiver Moderne - übrigens ziemlich kluge Bücher. Es fällt gewiss nicht leicht, die gegenwärtige Stimmungslage zu sortieren: Da sind die Sorgen, dass unser Wohlstand weniger werden könnte. Das wäre an sich noch kein Beinbruch. Vermutlich leben wir ohne-

hin schon lange auf viel zu großem Fuß. Aber in die materiellen Verlustängste mengen sich tiefere Enttäuschungen. Menschen haben sich etwas erhofft, ihnen wurden Dinge versprochen, die nicht in Erfüllung gingen. Es gibt Menschen, die fühlen sich um ihr Leben und um die Träume, die sie für ihr Leben hatten, betrogen. Und schließlich brechen in der diffusen Stimmungslage echte existentielle Ängste auf. Wird das alles mit uns und mit der Welt ein gutes Ende nehmen?

„Macht hoch die Tür“ wurde vor vierhundert Jahren geschrieben, und doch klingt es auch in unsere Zeit hinein. Das Lied ist zu der Hymne des Advents geworden, weil es ein Lied des Widerstands ist - und ein Lied des Trostes. Zu allen Zeiten haben Menschen aus diesem Lied Kraft und Trost empfangen. In seiner großartigen Melodie erklingt die Botschaft noch viel besser als allein mit gesprochenen Worten. Die Kraft kommt aus dem Lied: Macht die Türen, macht die Tore auf, die Tore unserer Städte, aber auch die unserer Herzen. Vertraut darauf, dass die Kraft Gottes, die Kraft des Guten, der Mut und die Zuversicht in dieser Welt gegenwärtig sind. Vertraut darauf, dass diese Welt allem Anschein zum Trotz doch jeden Tag für Tag etwas besser und etwas heiliger werden kann.

Man darf Ihnen, liebe neue Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher wünschen, dass Sie etwas vom Geist des Liedes in ihrer Amtszeit verwirklichen dürfen. Halten Sie sich nicht wie in so vielen kirchlichen Strukturdebatten damit auf, wer als Letzter das Licht ausmacht, sondern vertrauen Sie auf das Lied „Macht hoch die Tür“. Das göttliche Licht geht niemals aus, es ist immer schon da, es kommt immerfort in unsere Welt, und mit Phantasie und Zuversicht dürfen Sie daran mitwirken, etwas von diesem Licht in ihre Gemeinde zu tragen.

Advent - und das gilt für uns alle, ist weit mehr als eine Jahreszeit, Advent ist eine Haltung: Wo immer uns Gott in unserem Leben hineingestellt hat, es gibt überall Gelegenheiten, Türen und Tore zu öffnen: Denn Gott ist gegenwärtig, in der Welt und auch in uns. Und darum ist auch Advent Widerstand und Trost zugleich: Gib nicht auf, sei bereit, mache dich auf. Amen.

Stille Nacht
EG 46

Universitätsmusikdirektor
Prof. Dr. Konrad Klek (Erlangen)
3. Advent, 15.12.2024

Liebe Gemeinde,

in der Gottesdienstreihe zu 500 Jahre Gesangbuch ist heute das weltweit bekannteste Lied aus dem aktuellen Gesangbuch dran, übersetzt in etwa 300 Sprachen; zugleich ist es in deutschen Landen das wohl am meisten kritisierte Gesangbuchlied. In Händen haben Sie heute das allererste evangelische Kirchengesangbuch, wo das Lied im Hauptteil aufgenommen wurde – mit Bauchgrimmen bei vielen dafür Verantwortlichen. In einzelnen Landeskirchen stand es vorher wenigstens im Regionalteil, nicht aber im anständig lutherischen Bayern.

Ist das Lied *Stille Nacht, heilige Nacht* Kitsch, wie ihm oft vorgeworfen wird, oder verharmlosende Weihnachtsidylle, oder ist es einfach verdächtig, weil es so volkstümlich ist? Die katholische Herkunft machte es früher bei evangelischen Hymnologen auch nicht empfehlenswerter... Auf dem Liedblatt sehen Sie sechs Strophen abgedruckt, alle Welt kennt davon aber nur drei – und die in falscher Reihenfolge. Das ist mit ein Grund für die ambivalente theologische Beurteilung.

Natürlich bin ich heute nicht aus dem fränkischen Erlangen in die bayerische Hauptstadt gekommen, um gegen dieses Lied aus dem oberbayerisch-salzburgischen Kulturkreis meine Stimme zu erheben. Im Gegenteil, ich will es Ihnen noch lieber machen, als es ihnen womöglich schon ist, so dass Sie es in 9 Tagen, am nächsten Heiligen Abend, wie ein neu entdecktes fantastisches Lied besonders gerne wieder singen, vielleicht sogar mit allen sechs Strophen!

Der Reihe nach: summen Anfang / summen Sie alle mit / wir können das auch im Kanon machen: die Chorleute auf der Empore beginnen. ...

Wie kann es sein, dass all over the world den Menschen bei dieser Tonfolge Weihnachten in den Sinn kommt? Nehmen wir alternativ zu unserem

Deutsch das globale Englisch und singen *Silent night – Holy night!* Gibt es Menschen unter uns, die es in einer anderen Sprache kennen? Dann machen wir es polyglott.

Musikalisch ist das Phänomen dieses Liedanfangs einfach zu erklären. Wir haben hier den sogenannten Siciliano-Rhythmus, Kennzeichen für Pastoralmusik, also Hirtensphäre, und da ist die Assoziation Weihnachten im kulturellen Gedächtnis sozusagen einverleibt. Als das Siciliano schlechthin kennen Kulturbürger auf aller Welt die Hirtenmusik zu Beginn der zweiten Kantate von Bachs Weihnachtsoratorium (Rhythmus markieren). Hier beim Lied ist es melodisch ganz einfach mit Tonfolgen, wie sie auch für Kinderlieder typisch sind (so-la-so-mi). Auf dem Liedblatt haben Sie die rhythmisch originale Version; da sind mehr Siciliano-Punktierungen dabei als in der verbreiteten Version. Der Chor singt uns das mit der ersten Strophe einmal vor und wir wiederholen das dann nochmals mit der originalen Textfassung von Strophe 1. Wenn Sie mögen, dürfen Sie auch die zweite Stimme singen – dazu später etwas. Wichtig ist, dass Sie nicht laut singen, denn das Lied heißt Stille Nacht und es imitiert ein Schlaflied für das Jesus-Baby, den Rhythmus können wir auch als Wiegenlied-Rhythmus auffassen.

*Stille Nacht! Heil'ge Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
nur das traute heilige Paar,
holder Knab' im lockigten Haar;
schlafe in himmlischer Ruh'!
Schlafe in himmlischer Ruh'!*

Stille Nacht! Heil'ge Nacht! Jede Liedstrophe beginnt mit dieser Wendung, was eine ganz spezielle Atmosphäre evoziert. *Nacht / Heilige Nacht!* Jetzt gerade, zur Matinee-Zeit am Sonntag, hat das wenig Plausibilität. In der straßenumzingelten Markuskirche herrscht lauter, unheiliger Tag. Das Lied aber besingt die Stille der Nacht, weil das die Zeit ist, wo nicht nur böse Geister ihr Unwesen treiben und russische Drohnen fliegen, sondern wo eben auch Gott eingreift – nicht um Angst und Schrecken zu verbreiten, sondern zum Heil der Welt: „Als alles still war und ruhte und eben Mitternacht war, fuhr dein mächtiges Wort vom Himmel herab“ steht geschrieben

schon in der Weisheit Salomonis (18,14) des Alten Testaments. Zur Zeit der Entstehung unseres Liedes wurden in der katholischen Liturgie diese Worte als Antiphon in den Weihnachtstagen gesungen. („Als alles still war...“) In der liturgischen Tradition gibt es ja gleich zwei Heilige Nächte, Nächte, in denen durch Gott wahrhaft Weltbewegendes geschieht: Weihnachten, die Geburt, Menschwerdung des Gottessohnes, und Osternacht, seine Auferstehung von den Toten. Beides kultivieren auch wir Evangelischen inzwischen mit Gottesdiensten in der Dunkelheit. In der Stille der Nacht, wo unsere lärmträchtige Tagesbeschäftigung ruht, sind unsere Sinne besonders empfänglich für Göttliches, für Heiliges.

Auch im Neuen Testament gibt es eine schöne Geschichte, wo Gott um Mitternacht wunderbar eingreift (Apg 16,25ff.): Paulus und Silas sitzen im Gefängnis. Es herrscht unheimliche Gefängnisstille. Diese sprengen sie, indem sie laut singend Gott loben, da passiert ein Erdbeben um Mitternacht und ihr Verließ öffnet sich. Das nächtliche laute Gotteslob eröffnet sein Heilswirken.

Stille Nacht! Heil'ge Nacht! Die Erstaufführung dieses Liedes fand in durchaus authentischer Atmosphäre statt. Am Christfest 1818, im Anschluss an die Mitternachtsmesse, die wahrscheinlich schon am Abend des 24.12. abgehalten wurde, versammelte sich die Gemeinde an der aufgebauten Krippe in Oberndorf. Das ist beim bayerischen Laufen gelegen, aber auf der anderen Seite der Salzach, die seit zwei Jahren österreichisch war. Das *Stille Nacht!*-Lied war konzipiert als „Zwiegesang“, wie das in der Alpenregion heißt. In schönen Terzen und Sexten singen da eben zu zweit der Textdichter Joseph Mohr, Vikar vor Ort, und der Komponist, der bei der Messe zuvor Orgel gespielt hat, Franz Xaver Gruber, Lehrer aus dem Nachbarort. Die Gitarre zur Begleitung spielte dabei wahrscheinlich der sehr musikalische Geistliche, nicht der Organist. – Wir haben Ihnen auf dem Gottesdienstprogramm eine sehr ergiebige Homepage zu unserem Lied genannt (www.stillenacht.at). Da können Sie irgendwo auch eine solch authentische Darbietung als Zwiegesang mit Gitarre anhören. Und für heute haben wir die zweite Stimme mit abgedruckt, damit Sie das imitieren und nachempfinden können.

Ist solch ein Wohlklang von Terzen und Sexten Sünde, zu idyllisch in friedloser Welt? Im 20. Jahrhundert gab es tatsächlich Strömungen in der deutschen Kirchenmusik, die das so sahen. Quarten statt Terzen war die Devise nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine terzenselige Wohlfühlkirche sei nicht statthaft, werde dem Ernst des Lebens und der Realität der Sünde nicht gerecht. Allerdings sind alle wirklich volkstümlichen Kirchenlieder so angelegt, dass man sie leicht mit Terzen oder Sexten singen kann: Nehmen wir *O du fröhliche* oder *Herr, deine Liebe*, auch die populäre Melodie von *Geh aus mein Herz* oder schließlich *Von guten Mächten wunderbar geborgen* in der beliebten Version von Siegfried Fietz. – Unser Weihnachtslied singt von *Heil, von Gnade, im holden Knaben* der ersten Strophe steckt das alte Wort *Huld* für Zuwendung seitens einer hochstehenden Person. Sind da wohlklingende Terzen und Sexten nicht stimmig? Und es ist ein Zeitlied für eine ganz spezielle Stunde im Kirchenjahr.

Im Salzburger Land gehört es bis heute zum guten Ton, *Stille Nacht* erst in der Heiligen Nacht anzustimmen. Es ist das Lied für *die* besondere Stunde, wo im Gottesdienst das rettende Eingreifen Gottes in die Missgeschicke dieser Welt vergegenwärtigt wird, für die eine Stunde, wo wirklich Zeitenwende evoziert wird, nicht die Wende zu kriegstauglicher Aufrüstung, sondern die Zeitenwende zum Heil und Frieden für alle Welt – die Jahre der Weltgeschichte werden danach ja tatsächlich neu gezählt: nach Christi Geburt. In nicht wenigen Gemeinden auch im evangelischen Bereich ist am Heiligen Abend ja Kulminationspunkt des Gottesdienstes, dass bis auf den Christbaum die Lichter gelöscht werden und dann alle *Stille Nacht* singen – auswendig die drei bekannten Strophen. So kann man liturgisch durchaus eine besonders heilige Stunde begehen.

Singen wir jetzt – bei Tage, als Vorübung für Heiligen Abend – die ursprünglich zweite Strophe von der *rettenden Stund*, wenn Sie mögen wieder gerne in Terzen und Sexten, Chor und Gemeinde gleich gemeinsam.

*Stille Nacht! Heil'ge Nacht!
Gottes Sohn! O wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
da uns schlägt die rettende Stund';*

Jesus, in deiner Geburt!

Jesus, in deiner Geburt!

Haben Sie gemerkt, dass auch da im Text etwas anders ist, als Sie es gewohnt sind? – Die zweimal gesungene Schlusszeile beginnt mit *Jesus*. Üblich wäre *Christ, in deiner Geburt*. Wenn Sie auf den Liedzettel schauen, sehen Sie, dass in vier der sechs Strophen an exakt derselben Stelle *Jesus* steht. So ist das ein richtiges Jesus-Lied. Wie heißt das Baby in der Krippe? – *Jesus*. In der Bibel sind Namen stets Sinnträger. Bei Matthäus im ersten Kapitel lesen wir von dem Engel, der den wegen der Schwangerschaft von Maria verunsicherten Josef aufklärt (1,21). Und dieser Engel weist Josef bezüglich der Namensfrage für das Baby an: *dem sollst du den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk retten von ihren Sünden*. Jesus ist hebräisch und heißt: Gott rettet, Gott hilft. Die Geburt des Kindes *Jesus* wird so zur *rettenden Stund*, von der unser Lied singt.

Wer aber hat uns beim Lied das *Jesus*-Baby gestohlen? – kann man sich durchaus aufregen. Der Ersatz *Christ* ist eine im 19. Jahrhundert in evangelischen Kreisen verbreitete, teutonische Einverleibung von Christus, bisweilen wurde das sogar mit K geschrieben. Wir haben noch so ein populäres Weihnachtslied aus dieser Zeit (1829), das mit *Christ* agiert. (Summen) *Christ ist erschienen, uns zu versöhnen. Freue dich, o Christenheit! Warum nicht Jesus ist erschienen, uns zu versöhnen?* – es ist der Mensch mit dem Namen *Jesus*, der uns retten wird von unsern Sünden. Paul Gerhardt – zwei Jahrhunderte zuvor – weiß das noch, und es ist ihm wichtig: *Auch dürft ihr nicht erschrecken vor eurer Sünden Schuld; nein, Jesus will sie decken mit seiner Lieb und Huld*. So haben wir im Eingangslied gesungen (EG 11,8). Im 19. Jahrhundert aber soll sich die *Christenheit* dezidiert auf den Christus beziehen, eingedeutscht den *Christ*. Ich habe den bösen Verdacht, dass es da nicht nur um hehre theologische Vorbehalte gegenüber einer sogenannten Jesus-Frömmigkeit geht, sondern gerade auch um die Tilgung von Hebraismen im christlichen Singen. Jesus kommt nun mal aus dem Hebräischen. Ich will hoffen, dass die heutige Sensibilität diesbezüglich dazu beiträgt, dass wir mit dem neuen Gesangbuch in ein paar Jahren bei diesem Lied wieder *Jesus* singen dürfen: Gott hilft, Gott rettet in diesem Kind.

Der Mensch, der uns das *Jesus*-Baby gestohlen hat, war übrigens nicht der Hamburger Theologe und Waisenhaus-Leiter Johann Hinrich Wichern, wie überall (auch auf der Homepage) zu lesen ist, sondern der Gütersloher Lehrer-Organist Friedrich Eickhoff. (Das habe ich zufällig in Corona-Zeiten beim Googeln herausgefunden.) *Stille Nacht* war seit 1833 in einem Leipziger Druck von „ächten Tiroler Volksliedern“ greifbar. Eickhoff, der uns auch die populäre Melodie von *Geh aus mein Herz und suche Freud* beschert hat, brachte das Lied schon 1836 in seinem geistlichen Singebuch mit dem Namen *Theomele* und stellte dafür die heute überall verbreitete Fassung her. Wichern hat sich da bedient für sein dann 1844 publiziertes, weit verbreitetes Buch *Unsere Lieder*, von wo aus sich das Lied offenbar durchsetzte. Eickhoff allerdings hat in der zweiten Auflage seiner *Theomele* den Jesus-Namen wieder restituiert. Wahrscheinlich hatte er bemerkt, dass das rhythmisch stimmiger ist: *Jesus in deiner Geburt*. (Singen statt *Christ in deiner Geburt*.) Zudem ist Eickhoffs geistliches Umfeld die Erweckungsbewegung im Ravensberger Land. Und wahrhaft fromme Menschen haben mit dem Jesus-Namen in der Regel ja gar keine Probleme. So ging die Fassung mit *Jesus* auch in das seit 1852 im Nordwesten Deutschlands zu Hunderttausenden verbreitete kleine Liederbüchlein *Missionsharfe* ein. Stärker war aber offensichtlich die preußische Leitkultur, denn im Berliner Dom wurde die Fassung nach Wichern gesungen.

Friedrich Wilhelm IV., seit 1840 preußischer König, war erklärter Fan des Liedes, er ordnete es für den Berliner Dom an. Wie das? Ein habsburgisch Lied im Zentrum des preußischen Weihnachten? – Nun denn: Friedrich Wilhelm hatte, namentlich in seiner Jugend, *lockiges Haar*, was in Adelskreisen gar nicht schicklich war, da es als bäuerlich galt. Hier aber besingt die erste Liedstrophe den Gottessohn als *Knaben im lockichten Haar*. Für den lockigen Stellvertreter Gottes auf dem preußischen Thron ist das ein Volltreffer. – Während meiner Studienzeit in München habe ich mal erlebt, wie ein bayerischer Pfarrer sich heftig ereiferte ob der Aussicht, dass im nächsten Gesangbuch der *Knabe im lockigen Haar* vorkommen solle. Für ihn war das der Inbegriff von unstatthaftem Kitsch in der Kirche. Auch in jüngerer

Zeit konnte man von namhaften Theologen dazu sehr distanzierende Äußerungen vernehmen. – Da kann man nur ausrufen: »O ihr Toren!«. Schaut doch mal auf die bildlichen Darstellungen der Heiligen Familie, schaut all die Statuen mit Maria und dem Kind mal richtig an! Wo bittesehr hat das Jesus-Kind einen Glatzkopf, womit Babys ja meistens auf die Welt kommen? Haare hat Jesus immer und in aller Regel Locken. Textdichter Mohr, der sein schönes Weihnachtsgedicht übrigens schon zwei Jahre eher, 1816, in Mariapfarr zu Wege brachte, das liegt einiges südlich von Salzburg, Mohr hat hier einen Bildtopos aufgegriffen, der in seiner dortigen Kirche bei zwei Gemälden vertreten war: Neben einem romanischen Fresko mit lockigem Jesus gab es (und gibt es bis heute) da ein um 1500 zu datierendes Tafelbild am Hochaltar, wo das Jesuskind mit goldenen, lockigen Haaren dargestellt ist. Der Bildtopos des lockigen Jesuskindes bezieht sich auf den alttestamentlichen Helden Simson. Dieser hat übermenschliche Kräfte – eben durch seine Haare. (Als sie ihm im Schlaf abgeschnitten werden, verliert er die Kräfte.) So qualifizieren Haarlocken das Jesuskind als begabt mit göttlichen Kräften, mit Gottes Heilkraft. Ohne sein *lockiges Haar* würden wir also das Jesuskind in Strophe 2 nicht als *Gottes Sohn* besingen, aus dessen Mund eben Gottes Liebe lacht. Schauen Sie doch fortan bei allen Weihnachtsbildern, ob und was das Jesuskind für Haare hat, und ob es vielleicht sogar lächelt wie ein richtig „süßes Baby“, darin eben Gottes Liebe uns zuwendet.

In der Originalfassung des Liedes folgen nun drei theologisch ziemlich gehaltvolle Strophen, die in der Liedrezeption unter den Tisch gefallen sind. Das hat einen einfachen Grund: Bekannt wurde das Lied nämlich durch eine Gruppe Zillertaler Handschuhmacher, die am Rande der Leipziger Adventsmesse in einem Hotel „Tiroler Volkslieder“ zum Besten gab, darunter dieses Lied in der auf drei Strophen reduzierten Fassung. Damals wie heute galt: Beim Weihnachtsmarkt darf man die Kundschaft theologisch nicht überfordern. So sangen die Zillertaler – wohlgermerkt im Saal eines Leipziger Hotels – Strophe 1 *Stille Nacht* wahrscheinlich ziemlich leise, dann Strophe 6 zum Kontrast wahrscheinlich ziemlich *laut*, und schließlich noch Strophe 2, wo das Allerwelts-Reizwort *Liebe* vorkommt, und dies in der Darbietung

vielleicht sentimental aufgeladen. Ein Hit verträgt nie mehr als drei Strophen. Auch die Melodie hatten die Zillertaler ein bisschen frisiert, gegen Ende die Emphase gesteigert. Ein geschäftstüchtiger Notenverleger ließ die Darbietung in Leipzig mitschreiben und brachte 1833 ein Heft mit vier „ächten Tiroler Volksliedern“ heraus, denn solche waren damals sehr gefragt. Für die unterschlagenen Strophen gab es keine Quelle außer den Autographen beim Textdichter und beim Komponisten, die erst viel später aufgetaucht sind. Zuletzt tauchte erst 1995 ein Autograph des Textdichters auf, wo 1816 als Entstehungsjahr der Worte festgehalten ist. (S. Abb. unten; daher stimmt die Angabe dazu – 1818 – im schon 1993 eingeführten EG nicht.) Jedenfalls ist weder Eickhoff noch Wichern ein Vorwurf zu machen. Auch die originale Melodiefassung war ihnen unbekannt – diesbezüglich haben auch wir uns in den Schlusstakten mit dem Aufschwung nach oben heute mit der Zillertaler Version begnügt, um Sie musikalisch nicht zu verwirren.

Lassen wir uns nun die unbekannteren Strophen 3 und 4 vom Chor zu singen, gemeinsam stimmen wir jeweils nur in die Wiederholung der Schlusszeile ein.

*Stille Nacht! Heil'ge Nacht!
Die der Welt Heil gebracht,
aus des Himmels goldenen Höh'n
uns der Gnaden Fülle lässt sehn:
Jesum in Menschengestalt!
Jesum in Menschengestalt!*

*Stille Nacht! Heil'ge Nacht!
Wo sich heut' alle Macht
väterlicher Liebe ergoss,
und als Bruder huldvoll umschloss
Jesus die Völker der Welt!
Jesus die Völker der Welt!*

Jesus bringt Gottes Heil für alle Welt *in Menschengestalt*, umschließt als *Bruder die Völker der Welt!* Das ist eine bemerkenswerte Pointe, die heutzutage kein Gesangbuch mehr sich entgehen lassen sollte. Schon seit dem Hundertjahrjubiläum 1918 (und nach dem 1. Weltkrieg) wurde das Lied

von Salzburg aus als Friedenslied propagiert, obwohl diese alle Völker inkludierende 4. Strophe gar nicht bekannt war. Auch zum 200-Jahr-Jubiläum 2018 hieß es bei der Salzburger Landesausstellung „ein Friedenslied geht um die Welt“. Um die Welt ging aber die Version ohne Jesus als Bruder aller Völker, der *huldvoll* in seiner Zuwendung eben zu allen agiert und darin den Frieden eröffnet, von dem die Engel bei den Hirten singen: *et in terra pax hominibus*. Es ist geradezu sträflich in diesen Zeiten, wo Kriege wieder zum Mittel der Politik werden, wenn den weihnachtlich gestimmten Menschen diese Strophe vorenthalten wird.

Die 5. Strophe ist sprachlich wie inhaltlich eher sperrig. Sie holt die Heilsgeschichte ein, entfaltet den Topos von Gottes Ratschluss zur Versöhnung der Menschheit *long a time ago in der Väter urgrauer Zeit*. Weihnachten ist keine Augenblickslaune eines zufällig mal positiv gestimmten Potentaten, sondern gründet in Gottes definitiver Entscheidung, die Menschheit fortan nicht mehr zu verfluchen, wie es die Sintflutgeschichte in ihrer Pointe erzählt. Gott hat seinen Zorn wirklich fahren lassen, hieß es im Eingangpsalm.

Lassen wir uns diese Strophe 5 zusingen – wieder mit gemeinsamer Wiederholung der Schlusszeile.

*Stille Nacht! Heil'ge Nacht!
Lange schon uns bedacht,
als der Herr, vom Grimme befreit,
in der Väter urgrauer Zeit
aller Welt Schonung verhieß!
Aller Welt Schonung verhieß!*

Diese Singpraxis, dass die Schlusszeile als Akklamation von vielen wiederholt wird, entspricht übrigens Fassungen des Liedes, wie sie Komponist Gruber später als Kirchenmusiker in Hallein ausnotiert hat. Auf Sologesang folgt da jeweils eine Chorus-Akklamation (s. Homepage).

Kommen wir zur finalen Pointe des Liedes in Strophe 6. Das Lied beginnt mit *Stille Nacht*, jede Strophe beginnt mit *Stille Nacht*, aber in der *stillen Nacht* tönt es zum Schluss *laut: Jesus der Retter ist da*. Die *stille Nacht* der göttlichen Heilserfahrung bleibt nicht eine romantisch empfundene stille

Nacht, in der man möglichst ewig still weiterträumen möchte. Vielmehr bricht in die Stille der Nacht hinein der volltönende Gesang der Engel aus, zuerst bei den Hirten auf dem Feld, dann überall *bei fern und nah*, weil sich das sofort weiter verbreitet durch Weitersingen – wie heute eine WhatsApp-Nachricht.

Von der Heiligen Nacht zu Ostern kennen wir den Wechselruf: „Der Herr ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden.“ Wir könnten das hier ebenso machen: (Singen) *Jesus der Retter ist da* – Alle: *Jesus, der Retter ist da*. Mit diesem Gruß sollten wir am Heiligen Abend aus der Kirche ins Freie treten und alle Welt immer wieder neu grüßen: *Jesus der Retter ist da* – Alle: *Jesus, der Retter ist da*. Probieren Sie es aus – in 9 Tagen. Mancherorts läuten ja die Glocken am Ende des Heilig-Abend-Gottesdienstes. Der Sinn ist genau der: Aus der *Stillen Nacht* wird die volltönende Nacht der Heilsbotschaft: *Jesus der Retter ist da*.

Diese *laute* Liedstrophe kann nur am Ende des Liedes von der *Stillen Nacht* stehen, egal ob man zuvor zwei oder fünf Strophen singt. Ich bin immer wieder fassungslos darüber, wie Gesangbuchredaktoren diese Liedpointe den Christenmenschen verweigern konnten, zuletzt die Verantwortlichen bei der Redaktion des 2013 erschienenen neuen katholischen Gotteslobs – obwohl das Vorgängergesangbuch die richtige Reihenfolge hatte – und auch die Version mit Jesus. (Aber die offizielle ö-Fassung ist eben die herkömmliche.)

Jetzt lassen wir uns die richtige Schlussstrophe vom Chor vorsingen und stimmen wie gewohnt am Ende in die Akklamation ein: *Jesus, der Retter ist da*. Und weil das nicht genug gesungen werden kann, wiederholen wir diesen Doppel-Ruf dreimal!

*Stille Nacht! Heil'ge Nacht,
Hirten erst kundgemacht
durch der Engel »Halleluja!«
Tönt es laut bei Ferne und Nah:
»Jesus der Retter ist da!«
»Jesus der Retter ist da!«*

Dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen – außer: schade, heute ist noch nicht Weihnachten. Noch sind wir im Advent und darum singt uns der Chor aus den wunderbaren Adventsmotetten des Münchner Komponisten Josef Rheinberger *Prope es Dominus* – „nahe ist der Herr“, noch nicht da. Und wir bitten *Veni Domine et noli tardare* – „Komm, Herr und zögere nicht“. Amen.

Literatur:

Thomas Hochradner/ Gerhard Walterskirchen (Hg.), 175 Jahre »Stille Nacht! Heilige Nacht!«. Symposiumsbericht, Salzburg: Selke Verlag, 1994

Wolfgang Herbst, Stille Nacht! Heilige Nacht! Die Erfolgsgeschichte eines Weihnachtsliedes, Mainz: Atlantis-Musikbuch 2002

Thomas Hochradner/ Gerhard Walterskirchen (Hg.), Stille Nacht. Die Autographen von Joseph Mohr und Franz Xaver Gruber mit Dokumenten zur Geschichte des Liedes, Denkmäler der Musik in Salzburg. Faksimile-Ausgaben, Band 15, München: Strube 2008

Thomas Hochradner/ Michael Neureiter (Hg.), Stille Nacht. Das Buch zum Lied, Salzburg: Anton Pustet 2018

Horst Hieble, Ein Weihnachtslied erobert die Welt. Historische Spurensuche rund um Franz Xaver Gruber, Joseph Mohr und ihr weltberühmtes Weihnachtslied, Laufen: Eigenverlag 2018.

Siehe auch: www.stillenacht.at

Large.

Voci.

Weyhnachts- Lied.

Missa von Fr. Xav. Gruber.

1. *Viel der Engel sind, gesungelt ist, der Engel ist*
 2. *Gelbes Licht!*
 3. *Die der Nacht sind*
 4. *Weges sind*
 5. *Lange sind*
 6. *Stehen auf dem*

Guitarre.

1. *schönen Stern, Licht in feinsten Licht!*
 2. *in dem Stern, Jesus in dem Stern!*
 3. *Die alle Licht, Jesus in dem Stern!*
 4. *Die alle Licht, Jesus in dem Stern!*
 5. *Die alle Licht, Jesus in dem Stern!*
 6. *Die alle Licht, Jesus in dem Stern!*

Text von Joseph Mohr, Copirt von 1818.

„Stille Nacht“, Autograph von Joseph Mohr (Quelle: wikimedia commons)

J Mohr / F X Gruber

Stil - le Nacht, heil' ge Nacht!

1. Al - les schläft,	ein - sam wacht	nur__ das trau te
2. Got - tes Sohn,	o__ wie lacht	Lieb__ aus dei - nem
3. Die der Welt	Heil ge - bracht;	aus__ des Himmels
4. Wo sich heut	al - le Macht	vä - ter - li - cher
5. Lan - ge schon	uns be - dacht,	als__ der Herr yom
6. Hir - ten erst	kund - ge - macht	durch der En - gel

6

1. hei li - ge Paar!	Hol - der Knab' im	lok kig ten Haar.
2. gött - tli - chem Mund,	da__ uns schlägt die	ret - ten - de Stund',
3. gol - de - nen Höh'n,	uns__ der Gna - den	Fül - le lässt sehn:
4. Lie - be er - goss,	und__ als Bru - der	huld - voll um - schloss
5. Grim - me be - freit,	in__ der Vä - ter	ur - grau - er Zeit
6. "Hal - le - lu - ja!"	tönt__ es laut__ bei	Fer - ne und Nah:

9

1. Schla - fe in himm - li - scher	Ruh, __	schla fe in himm - li - scher	Ruh!
2. Je - sus in dei - ner Ge -	burt, __	Je - sus in dei - ner Ge -	burt!
3. Je - sum in Men - schen - ge -	stalt, __	Je - sum in Men - schen - ge -	stalt!
4. Je - sus die Völ - ker der	Welt,	Je - sus die Völ - ker der	Welt!
5. al - ler Welt Scho - nung ver -	hieß, __	al - ler Welt Scho - nung ver -	hieß!
6. "Je - sus der Ret - ter ist	da, __	Je - sus der Ret - ter ist	da!"

All Morgen ist ganz frisch und neu
EG 440

Prof. Dr. Dr. h.c. Gunther Wenz
Epiphantias, 6.1.2025

*1) All Morgen ist ganz frisch und neu
des Herren Gnad und große Treu;
sie hat kein End den langen Tag,
drauf jeder sich verlassen mag.*

*2) O Gott, du schöner Morgenstern,
gib uns, was wir von dir begehren:
Zünd deine Lichter in uns an,
lass uns an Gnad kein Mangel han.*

*3) Treib aus, o Licht, all Finsternis,
behüt uns, Herr, vor Ärgernis,
vor Blindheit und vor aller Schand
und reich uns Tag und Nacht dein Hand,*

*4) zu wandeln als am lichten Tag,
damit, was immer sich zutrag,
wir stehn im Glauben bis ans End
und bleiben von dir ungetrennt.*

Die Musik ist die christlichste aller Künste, hat Hegel gesagt. Zwar galt ihm als der Inbegriff der Schönheit die antike Skulptur; aber die paganen Götterstatuen seien zu schön, um wahr zu sein, weil das Bewusstsein der Sterblichkeit und des Endens aller sinnlichen Dinge keinen Eingang in ihre Erscheinung gefunden habe. Deshalb muss sich gemäß der Ästhetik des Philosophen die plastische Kunst über das Relief in die Flächigkeit der Malerei zurücknehmen, bis in der Musik nur noch der verklingende Ton als Ausdrucksmittel übrig bleibt: Doch gerade weil sie im ständigen Verklingen begriffen ist, erweist sich die Tonkunst nach Hegel am besten geeignet, in, mit und unter dem sinnlichen Medium Übersinnliches zum Ausdruck zu bringen sowie den Sterblichen unendlichen Trost und eine ewige Freude zu

bereiten, die auch das Leid in sich zu bergen vermag. Der Fall sei das insbesondere dann, wenn die Musik sich mit den Worten der Dichtkunst vermähle und zum erhebenden Gesang werde, der begeistert und die Menschen mit sich, untereinander und mit dem Grund von Selbst und Welt vereint.

Georg Friedrich Wilhelm Hegel war ein bekennender Lutheraner, wie nicht zuletzt seine Liebe zur Musik belegt, die mit derjenigen des Reformators übereinstimmt. Bis orat, qui cantat, soll Luther unter Berufung auf den Kirchenvater Augustinus gesagt haben: zwei Mal betet, wer singt! Der Komponist des Liedes, dem heute unsere besondere Aufmerksamkeit gilt, urteilte genauso: Johannes Walter aus dem Thüringischen Kahla, der Urkantor der evangelischen Kirche, wie man ihn genannt hat. Seit dem denkwürdigen Jahr 1517, als Luther seine Thesen wider den Ablass vortrug, war er als Bassist Mitglied der Hofkapelle des sächsischen Kurfürsten Friedrich des Weisen, später u. a. Leiter der Torgauer Stadtkantorei und als treuer Gefolgsmann Luthers einer der Gründerväter evangelischer Kirchenmusik unter besonderer Berücksichtigung des gottesdienstlichen Chorgesangs.

Die Melodie des Liedes „All Morgen ist ganz frisch und neu des Herren Gnad und große Treu“ (EG 440,1–4) stammt von Walter, der Text von Johannes Zwick (1496–1542). Ursprünglich Jurist wurde dieser 1522 Geistlicher im oberschwäbischen Riedlingen an der Donau, nach Vertreibung wegen seiner evangelischen Gesinnung Pfarrer in seiner Heimatstadt Konstanz, wo er zusammen mit den Gebrüdern Blarer die Reformation durchführte. Gestorben ist er, noch keine 50 Jahre alt, in Bischofszell im Thurgau an der Pest, als er sich in der Not der Seuche der dortigen Gemeinde annahm, die verwaist war. Wahrscheinlich aus dieser schweren Zeit stammt unser Morgengesang, „vielleicht heute das bekannteste Zwick-Lied“ (Bernd Moeller, Johannes Zwick und die Reformation in Konstanz, Gütersloh 1961, 239f.) überhaupt.

„Denn immer, immer wieder geht die Sonne auf“, sang ein Liedermacher und Troubadour unserer Tage, der an Weihnachten vor zehn Jahren gestorben ist, am Bodensee übrigens, ganz in der Nähe der Wirkungsstätten Zwicks. Jeder Sonnenaufgang, der die Finsternis der Nacht vertreibt, die Dunkelheit erhellt und alles ganz frisch und neu erscheinen lässt, kann für

jedermann auch heutzutage und unter säkularen Bedingungen zum Zeichen eines verlässlichen Neubeginns werden. Wer tiefer blickt, vermag darin ein Symbol für Gottes Willen zu entdecken, sich uns und unserer Welt alle Tage gnädig zuzuwenden, um stetig für uns da zu sein. Nicht dass wir die Natur vergöttlichen und in ihr den Ursprung und das Sinnziel unseres Lebens suchen sollten: Das sei ferne! Aber bei rechter Betrachtung kann sie uns zum Gleichnis werden für den, der sie und alle Welt erschaffen hat und der der himmlische Vater seiner Menschenkinder sein will. Ausnahmslos jeder, so heißt es, kann sich darauf im festen Vertrauen verlassen, dass Gottes vorbehaltlose Zuwendung nicht nur den ganzen Tag anhält, sondern immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit währt.

Gottes Menschenliebe hat kein Ende, und sie endet auch dann nicht, wenn uns Hören und Sehen vergehen und wir am Ende sind. Sein ewiges Licht vermag auch mitten in der Nacht zu leuchten. Denn es ist von übernatürlicher Art, woran wir uns durch jeden neuen Tag erinnern lassen sollen, durch den Sonntag als den Gedächtnistag Osterns zumal. Dann wird unser tägliches Aufwachen und Aufstehen ein Merkzeichen für unsere Auferweckung und Auferstehung am Ende der Zeit und es kommt zum Vorschein, was Epiphania heißt.

„Oh Gott, du schöner Morgenstern“: Was in der ersten Strophe prinzipiell und generell festgestellt ist, wird ab der zweiten zum Gegenstand einer konkreten Bitte und eines ausdrücklichen Gebets in direkter Anrede an Gott. Dies ist vom Dichter wohl bedacht: Denn eine ausgesprochene Bitte und ein explizites Gebet sind notwendig, weil wir von uns aus nicht zu glauben vermögen, was uns allgemein zugesagt ist. Gott selbst muss seine Verheißung an uns erfüllen, damit sie für und in uns wahr werde. Uns bleibt ehrlicherweise nur zu sagen: Hilf mir Ungläubigen zum Glauben und mache mir deine Verlässlichkeit gewiss, damit ich mich darauf verlassen kann. „Oh Gott, du schöner Morgenstern, / gib, was wir von deiner Lieb begehren, / zünd deine Lichter in uns an, / laß uns an Gnad kein Mangel han.“

Gott ist der Geber aller guten Gaben, er ist das Licht, das erleuchtet. Was aber, wenn uns diese Erleuchtung fehlt und wenn uns nicht einleuchtet, was verheißen ist? Dann soll uns gewiss sein, dass Gott, der Vater Jesu

Christi, um unsere Ungewissheit und um unsere gelegentlich zur Verzweiflung neigenden Zweifel weiß und in seiner Allmacht unsere Ohnmacht kennt. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46) Das sagt nicht irgendein gottloser Ungläubiger, sondern derjenige, der als der eingeborene Sohn Gottes zu bekennen ist. Sein Osterlicht ist es, das bis in den Abgrund des Todes, ja bis in die Hölle hineinleuchtet und alle Finsternis vertreibt.

Unser irdisches Leben wird bis zu seinem Ende nicht nur vom Wechsel von Tag und Nacht, sondern von manch anderen Wechselfällen begleitet, über die wir beim besten Willen nicht verfügen können. Auf Glück, so herrlich und schön es anmutet, ist kein Verlass, weil es das Unglück zum Widerpart hat wie das natürliche Licht die Finsternis. Vor Ärgernissen, die wir nehmen oder geben, vor Blindheit in Folge von eigener oder fremder Verblendung, ja auch vor Schande, die uns andere oder die wir uns selbst bereiten, sind wir kraft eigenen Vermögens nicht gefeit. Daher ist es nur recht, dass wir Gott allmorgendlich bitten, er möge es so einrichten, dass wir wirklich am lichten Tag wandeln und vor Betrübissen jedweder Art verschont bleiben. Entsprechende Bitten sind Gott recht und gehören zu jedem richtigen Gebet, weil der himmlische Vater von seinen Kindern keine pseudo-stoische Gleichgültigkeit gegenüber den Wechselfällen ihres Lebens erwartet.

Gottes Menschenkinder bleiben vom Gegensatz von Lust und Leid, Freude und Traurigkeit, himmelhohem Jauchzen und Todesbetrübnis nicht unberührt. Sie dürfen nicht nur lachen und weinen, fröhlich sein und trauern, loben und klagen, sie sollen es auch tun und ihr Herz gegenüber ihrem himmlischen Vater ausschütten und ihm mit ihren Beschwerden gehörig in den Ohren liegen. Auch für zeitweiligen Trotz hat der Allmächtige Verständnis, ja selbst zur Anklage gesteigerte Klagen lässt er sich gefallen. Was er nicht und zwar um unseretwillen nicht will, ist, dass wir uns auf unseren Eigensinn versteifen, weil das nicht nur nicht gut für uns, sondern insgesamt schlecht wäre.

Wir verkennen uns selbst, wenn wir meinen, wir könnten den Sinn des Ganzen und sei es auch nur denjenigen unseres eigenen Lebens von uns aus

gewährleisten. Diese SinnGewähr müssen wir Gott überlassen – dankbar, dass er es so eingerichtet hat. Tun wir dies, dann kann sich daraus eine Gelassenheit ergeben, die das gerade Gegenteil von Gleichgültigkeit und am ehesten mit der Verfassung eines Kindes an der Hand – sagen wir: seiner Mutter oder seines Großvaters – zu vergleichen ist. Oft weiß ein Kind nicht recht oder gar nicht, wo es langgehen soll und wohin es geführt wird. Und dennoch fühlt es sich an der mütterlichen, väterlichen oder großelterlichen Hand geborgen in der gewissen Hoffnung, dass die Großen es gut mit ihm meinen und über das Ziel der zu gehenden Wege recht befinden werden. Dies gibt Halt bei aller Hinfälligkeit und eine Zuversicht, die in den Höhen und Tiefen des Daseins nicht zuschanden werden lässt.

Daher wollen wir, liebe Gemeinde, beständig darum bitten, Gott möge uns bei Tag und Nacht an der Hand halten und uns zuletzt dorthin führen, wo wir ewig von ihm ungetrennt und heilsam geborgen sein werden. Der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden wird zu solchem Gebet seiner Menschenkinder um Jesu Christi willen in der Kraft des Hl. Geistes selbst das Amen sprechen: So soll es sein, so wird es sein, so ist es!

Kollektengebet mit Worten von Johannes Zwick, EG 441, 4-7.

**Von guten Mächten treu und still
umgeben EG 65/637**

Prof. Dr. Reiner Anselm
2. So. nach Epiphantias, 19.1.2025

1) *Von guten Mächten treu und still umgeben,
behütet und getröstet wunderbar,
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr.*

2) *Noch will das alte unsre Herzen quälen,
noch drückt uns böser Tage schwere Last.
Ach Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen
das Heil, für das du uns geschaffen hast.*

3) *Und reichst du uns den schweren Kelch, den bittern
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus deiner guten und geliebten Hand.*

4) *Doch willst du uns noch einmal Freude schenken
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,
dann wolln wir des Vergangenen gedenken,
und dann gehört dir unser Leben ganz.*

5) *Lass warm und hell die Kerzen heute flammen,
die du in unsre Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen.
Wir wissen es, dein Licht scheint in der Nacht.*

6) *Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet,
so lass uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all deiner Kinder hohen Lobgesang.*

7) *Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.*

Theologe – Christ – Zeitgenosse. Mit diesen drei Begriffen charakterisiert Eberhard Bethge in seiner monumentalen Biographie seinen engen Freund, Weggefährten und Lehrer Dietrich Bonhoeffer. Theologe – Christ – Zeitgenosse: Wie in einem Brennglas kommen alle drei Aspekte in seinem Gedicht „Von guten Mächten treu und still umgeben“ zusammen. Weil sich in ihm Fragen des existenziellen Mensch- und Christseins in einer Situation äußerster Bedrängnis und Angespanntheit mit einer intensiven theologischen Reflexion verbinden, konnte es außergewöhnliche Wirkung entfalten, weit über den unmittelbaren Anlass hinaus und bis heute: Seine Rezeption ist kaum mehr überschaubar, es gibt mehr als 70 Vertonungen, davon sogar zwei in unserem Gesangbuch. Mit Recht hat Jürgen Henkys davon gesprochen, dass es *das* geistliche Gedicht des 20. Jahrhunderts darstelle. Durch die Verbindung von höchster Authentizität mit einer theologisch getragenen Zuversicht gewinnt das Gedicht seine herausragende Bedeutung. Theologie – Christentum – Zeitgenossenschaft.

Zunächst zur Zeitgenossenschaft. Nach seiner Verhaftung mit dem Vorwurf, als Mitglied der Verschwörergruppen gegen Hitler tätig zu sein, im April 1943 konnte Bonhoeffer mit seinen Weggefährten und Freunden fast ausschließlich und nur mit immer größer werdenden Einschränkungen schriftlich kommunizieren, auch mit seiner Verlobten Maria von Wedemeyer. Neben seiner Arbeit an verschiedenen theologischen Texten, unter anderem seiner „Ethik“ beginnt Bonhoeffer kurz vor dem gescheiterten Attentat des 20. Juli seine Gedanken auch in biographisch-theologischen Gedichten festzuhalten. Von den bekannten elf Gedichten sind uns zehn erhalten, das letzte bildet, kurz vor dem Jahresende 1944 „Von guten Mächten“. Diesen Jahreswechsel nimmt der Beginn des Gedichtes auf, und zwar gekleidet in ein persönliches Vertrauen: ... „so will ich dieser Tage mit euch leben und mit euch gehen in ein neues Jahr“. Bonhoeffer schreibt es als Weihnachtsgruß an Maria von Wedemeyer und die Familie aus dem Hausgefängnis der Gestapo in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße, dort, wo sich heute das Dokumentationszentrum „*Topographie des Terrors*“ befindet. Der Brief an Maria, den er gemeinsam mit einem Schreiben an seine Mutter zu deren

Geburtstag am 30. Dezember zukommen lassen kann, gehört zu den letzten Zeugnissen, die wir von Bonhoeffer haben, sowohl seine weiteren theologischen Überlegungen als auch weitere Briefe sind außer einer kurzen Notiz an seine Eltern Mitte Januar 1945 verloren.

Diesen Brief an Maria schließt er mit der fast beiläufigen Bemerkung: „Hier noch ein paar Verse, die mir in den letzten Abenden einfielen. Sie sind der Weihnachtsgruß für Dich und die Eltern und die Geschwister.“ – und dann folgt das Gedicht, das Sie als Faksimile im Gottesdienstprogramm abgedruckt finden. Doch was fast als Gelegenheitsgedicht präsentiert wird, ist ganz offenbar in sorgfältiger Arbeit entstanden, als Teil des sorgsam strukturierten Tagesablaufs, den Bonhoeffer sich gegeben hatte, um nicht der Verzweiflung zu verfallen. Bonhoeffer nimmt den Ausblick auf das kommende Jahr zum Anlass, eine zuversichtliche Hoffnung zu vermitteln, die sich getragen und geborgen weiß in den Texten des Glaubens und in der Verbundenheit mit denen, die ihm nahestehen. All dies bekommt eine Wirklichkeit wie nie zuvor, schreibt Bonhoeffer, und fährt fort: „Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heißt: ‚zweie, die mich decken, zweie, die mich wecken‘, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsenen heute nicht weniger brauchen als die Kinder.“¹ Aus dieser Perspektive erschließt sich auch, warum Bonhoeffer erst von sich spricht, um dann ins „wir“ zu wechseln: Er weiß sich getröstet von denen, die ihn selbst in ihren Gedanken in die Gemeinschaft nehmen und die selbst in der Gemeinschaft des Glaubens, seiner Zeugnisse und Praktiken stehen. Das warme Licht der Kerzen scheint in die Nacht der Welt des Jahreswechsels 1944/45. Es ist das Licht von Weihnachten, das in die Finsternis der Welt scheint, die es nicht ergriffen hat, so muss man die Strophe fünf unter Bezug auf den Johannesprolog wohl ergänzen. Wie könnte man christliche Hoffnung angesichts einer gnadenlosen Welt, die zudem die eigene Hinrichtung anstrebt, dichter beschreiben, ohne explizit auf Politisches eingehen zu müssen und damit

¹ Ruth-Alice von Bismarck und Ulrich Kabitz (Hg.): Brautbriefe Zelle 92. Dietrich Bonhoeffer, Maria von Wedemeyer, mit einem Geleitwort von Eberhard Bethge, München, 7. Aufl. 2026, 208f.

möglicherweise der Zensur anheimzufallen? Wie könnte man besser den eigenen Trost als Trost für andere formulieren?

Auf den ersten Blick erscheint der Zeitgenosse Bonhoeffer hier als Übermensch, als Märtyrer, als Held, dem in seinem Glauben und in seiner Theologie nichts etwas anhaben konnte. Gerade die Rezeption, man muss vielleicht sogar sagen, die Vermarktung Bonhoeffers als evangelischer Heiliger hat dem Vorschub geleistet. Doch dies ist eine Verzerrung, denn hier spricht keineswegs einer, der über den Dingen schwebt. Bonhoeffer schreibt als Christenmensch, dem allein der gemeinsame Glaube und die gemeinsamen Erinnerungen, dem aber vor allem die Überzeugung, in diesen gemeinsamen Erinnerungen etwas zu erfahren, was höher ist als alles, was Menschen bieten können, über allen Schmerz und Verlust – und auch über alle Angst hinweghelfen kann. Wie sehr Bonhoeffer mit all dem kämpft, wie sehr gerade der Verlust des Kontaktes zu Maria ihm zusetzt und ihn schmerzt, zeigt sich, wenn man „Von guten Mächten“ in den Kontext der übrigen Gedichte stellt. Dann wird deutlich, dass Bonhoeffers letztes Gedicht in vielfacher Weise Bezug nimmt auf sein erstes Gedicht, das er am 5.6.44 nach einer Sprecherlaubnis mit Maria verfasst – ein Gedicht, das ganz im Stil eines Klagepsalms geschrieben ist und von Bonhoeffer selbst mit „Vergangenheit“ betitelt wurde. Die Vergangenheit, die als das Alte heute unsere Seelen noch quälen will, wie es dann gleich in der zweiten Strophe des letzten Gedichts heißt.

„Mir ist, als würden mir mit feurigen Zangen / Stücke aus meinem Fleisch gerissen, / wenn Du, mein vergangenes Leben, davoneilst./ Rasender Trotz und Zorn befällt mich, / wilde, unnütze Fragen schleudre ich ins Leere. / Warum? Warum? Warum? Sage ich immer. / Wenn meine Sinne dich nicht halten können, / vergehendes, vergangenes Leben, / so will ich denken und wieder denken, bis ich es finde. / Aber ich spüre / wie alles, was über mir, neben mir, unter mir ist, / rätselhaft und ungerührt über mich lächelt, über mein hoffnungslosestes Müh'n / Wind zu haschen, / Vergangenes zurückzugewinnen.“²

² Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hg. von Eberhard Bethge, München 16. Aufl. 1997, 167.

Hier wird ein ganz anderer Bonhoeffer sichtbar, einer der anklagt, verzweifelt ist, sich verspottet weiß – und doch klingt das Motiv bereits an, das ihm dann, gut ein halbes Jahr später, Trost stiften wird: Es sind das Denken, die Imagination, die Erinnerung, in denen lebendig werden kann, was das Sinnliche, die Erfahrung nicht mehr fassen kann. Diese Einsicht, die aus der existenziellen Klage und dem Schmerz erwächst, ist es, die Bonhoeffer schließlich zum Trost werden kann – sie ist es auch, die dann vielen zum Trost wurde und noch wird: Die enorme Wirkung dieses Gedichts ist eben nicht abtrennbar von den vielen Leiderfahrungen, die Menschen der Nachkriegszeit gemacht haben, und dem Trost, den sie in der Erinnerung an das Gemeinsame finden konnten. Eine solche tröstende Erinnerung aber ist nicht einfach eine Reminiszenz, nicht einfach eine Anekdote, sondern es sind das Spüren und Erleben einer gemeinsamen Kraft, die uns auch mit dem und denen verbunden wissen lässt, die wir nicht mehr erleben und spüren können.

Diese gemeinsame Kraft erfährt Bonhoeffer im Gedicht, in der gebundenen, verdichteten Sprache, wie sie nur Gedichte und Gebete, Lieder und auch biblische Texte bereit stellen. Ruth Klüger, die als Jüdin die Konzentrationslager überlebte, hat in ihrer Autobiographie „*weiter leben*“ ergreifend geschildert, wie ihr die gebundenen Texte in äußerster Bedrängnis Halt gaben. Das, was sie im Kopf hatte, ihr eigenes Denken und Rezitieren, konnte ihr niemand nehmen. Auf ihre Weise bringt sie damit genau das zum Ausdruck, was auch Bonhoeffer zur Einsicht wurde. Von Ruth Klüger lässt sich noch ein Weiteres lernen: Zum Trost kann nur werden, was man zuvor bereits eingeübt hat – auch wenn es dafür keinen Anlass gab. Hoffnung und Trost lassen sich nicht einfach herstellen, sie brauchen Einübung und Traditionen. Denn gerade aus dem Erinnern an etwas Gemeinsames, an Rituale, Texte, Erlebnisse können Trost, können auch die Hoffnung auf eine Verbindung, die die Klage und die Not überdauern, erwachsen. Nur dann den Schalter umlegen zu wollen, wenn es unmittelbar gebraucht wird, wird nicht funktionieren. Das verbindende und tröstende Erinnern kann nur gelingen, wenn es zuvor schon eingeübt wurde. Viele Texte der Tradition, vie-

le Rituale, Gebete, Texte mögen im Augenblick keine Relevanz haben. Dennoch wird auf sie nur zurückgreifen können, wer sie beizeiten erlernt hat. Die Eingängigkeit der Lieder spielt dabei eine besonders wichtige Rolle, und gerade für die Vertonung von Siegfried Fietz gilt, dass sie in ihrer Musik, vor allem aber durch die Wiederholung der siebten Strophe Bonhoeffers als Refrain an Eingängigkeit kaum zu überbieten ist: Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag, Gott ist mit uns am Abend und am Morgen, und ganz gewiss an jedem neuen Tag.

Von Dietrich Bonhoeffer aber lässt sich noch etwas anderes lernen, gerade von ihm, dessen letztem Gedicht diese Aura des Trostes umgibt: Dieser Trost ist kein billiges Versprechen. Er findet seine Kraft erst in dem Augenblick, in dem sich die Klage und die Not gestellt haben. Was es heißt, Zuflucht zum Gekreuzigten zu nehmen, kann nur der ermessen, der versucht hat, alles ihm Mögliche auszuschöpfen und dann auf die Wirkung der Gnade und den Beistand Gottes vertraut. Bonhoeffer sah sich selbst als einen religiös unmusikalischen Menschen. Ihm erschloss sich die Theologie zunächst durch den Intellekt – in der Tat gehört seine Theologie trotz und gerade wegen mancher Unabgeglichenheiten nach wie vor zu den brillanten Entwürfen evangelischer Theologie. Über seine Erfahrungen mit denen, die Hilfe bedürfen, während seines Aufenthalts in New York wird ihm klar, dass Christsein nicht nur das Einüben von Traditionen und Riten beinhaltet, dass es keine Flucht in die Innerlichkeit, ein Befinden oder Gefühl sein kann, sondern vor allem im Dasein für andere besteht, im gesellschaftlichen Engagement, das sich denen zuwendet, die die Hilfe gerade jetzt und gerade von mir brauchen.

In genau dieser Weise ist die von Eberhard Bethge überlieferte Bemerkung Bonhoeffers zu verstehen: „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen.“³ Nur wer sich für die Werte und die Ethik des Christentums gesellschaftlich engagiert, nur für den können dann die Formeln des Glaubens auch Trost spenden. Von guten Mächten ist daher keinesfalls als

³ Eberhard Bethge: Dietrich Bonhoeffer. Eine Biographie (1967), 9. Auflage, Gütersloh, 2005, 506.

eine quietistische Aufforderung zu verstehen, ganz im Gegenteil. Seine Überzeugung zum Engagement, zum tätigen Christsein, führt Bonhoeffer zum Widerstand, dies brachte ihn zum Äußersten. Und dabei stand ihm mehr als klar vor Augen: Nur wer diese Erfahrung macht, nur wer sich Widerständen aussetzt, wird ermessen können, worin die Kraft des Evangeliums besteht. Und erst dann lässt sich die Kraft der Hoffnung ermessen, die aus den Traditionen des Glaubens spricht. Dies lässt sich nicht durch Appelle oder Predigten erzeugen, es muss erlebt werden. Bonhoeffer, der Christ.

Hinter all dem stand bei Bonhoeffer eine tiefe Überzeugung, die er von seinen akademischen Lehrern übernommen hatte und die ihn zu einem zutiefst modernen Theologen macht: Nicht in einer antiken Geschichte, auch nicht in einer philosophischen Spekulation oder einem Gefühl frommer Innerlichkeit lässt sich Gott finden. Sondern allein in der Wirklichkeit, die wir erleben und in der wir gewiss sind, dass sich in all ihren Winkeln die Wirklichkeit Gottes im Handeln von Menschen, in ihrem Engagement und in ihrem Beistand, in ihrem Beten und Denken erfahren lässt. Theologie hat nichts mit Spekulation zu tun, sondern gilt in allererster Linie unserem Handeln in der Welt. „Es geht also darum, an der Wirklichkeit Gottes und der Welt in Jesus Christus heute teilzuhaben und das so, daß ich die Wirklichkeit Gottes nie ohne die Wirklichkeit der Welt und die Wirklichkeit der Welt nie ohne die Wirklichkeit Gottes erfahre“⁴ formuliert er wenig früher in seinen Fragmenten zur Ethik. In der Welt die Wirklichkeit Gottes aufscheinen zu lassen, dem galt das Engagement Bonhoeffers. Die Welt auch im finstertesten Moment als Raum der Wirklichkeit Gottes zu begreifen, die sich in Gebeten, in Ritualen und in freundschaftlicher und liebender Verbundenheit ereignet, das meint es, sich von guten Mächten treu und still umgeben, behütet und getröstet zu fühlen.

⁴ Dietrich Bonhoeffer: Ethik (DBW 6), München 1992, 40f.

Heiteres Licht heiliger Herrlichkeit

Prof. Dr. Daniel Benga
Mittwoch, 5.2.2025

Φῶς ἰλαρὸν ἁγίας δόξης
ἀθανάτου Πατρός,
οὐρανοῦ, ἁγίου,
μάκαρος, Ἰησοῦ Χριστέ.

*Heiteres Licht heiliger Herrlichkeit
des unsterblichen Vaters,
des himmlischen, des heiligen,
des seligen, Jesus Christus.*

Ἐλθόντες ἐπὶ τὴν ἡλίου δύσιν,
ιδόντες φῶς ἑσπερινόν,
ὑμνοῦμεν Πατέρα, Υἱόν,
καὶ ἅγιον Πνεῦμα, Θεόν.

*Wir kommen zum Sinken der Sonne,
wir sehen das abendliche Licht,
wir preisen den Vater, den Sohn
und den Heiligen Geist: Gott.*

Ἄξιος εἶ ἐν πᾶσι καιροῖς
ὑμνεῖσθαι φωναῖς ὁσίαις,
Υἱὲ Θεοῦ, ζωὴν ὁ διδούς·
διὸ ὁ κόσμος σὲ δοξάζει.

*Würdig bist du, zu jeder Zeit
gepriesen zu werden mit reinen Stimmen:
Sohn Gottes, der Leben schenkt –
darum verherrlicht dich das All.*

Liebe Universitätsgemeinde,

vor drei Tagen, am 2. Februar, also 40 Tage nach Weihnachten, haben die Christen östlicher und westlicher Tradition den weihnachtlichen Festkreis mit dem Fest der Darstellung des Herrn abgeschlossen. Wie die Pilgerin Egeria bezeugt, wurde dieses Fest in Jerusalem bereits Ende des vierten Jahrhunderts „mit allergrößten Ehren“ in der Anastasis gefeiert, also in der Auferstehungskirche, wo Tag und Nacht immer eine Lampe leuchtete. Mit diesem bereits im 5. Jahrhundert in den Westen importierten Fest verband sich in Rom eine Lichterprozession durch die Stadt, die an Simeons Ausspruch von Christus als dem Licht zur Erleuchtung der Völker (Lk 2,32) erinnern sollte. Die vor der Jahrtausendwende in Gallien entstandene Lichterweihe und die dazugehörige und bis heute stattfindende Lichterprozession führten zur deutschen Bezeichnung „Mariä Lichtmess“.

In dieser liturgischen Atmosphäre des Kirchenjahres feiern wir an diesem Abend den Abschlussgottesdienst dieses Wintersemesters, der dem Thema Licht gewidmet ist. Zwar beginnt der Tag und damit das Licht ab Weihnachten immer länger zu sein, dennoch spüren wir alle die immer noch

dunklen und kalten Nächte dieser Jahreszeit und den Wunsch nach mehr Licht und Wärme, also auch nach göttlicher Geborgenheit. Die orthodoxe Vesper hat dieses Grundbedürfnis des Menschen nach Licht in ihren Verlauf integriert, sowohl durch die Übernahme des biblischen Gesangs von Simeon über Christus als Licht zur Erleuchtung der Völker als auch durch einen uralten Abendlichthymnus, bekannt nach den ersten zwei Worten als „Phos Hilaron“, auf deutsch „Heiteres Licht“. Dieser Hymnus wurde vom byzantinischen Chor der orthodoxen Theologie unter der Leitung von Prof. Konstantin Nikolakopoulos gesungen, wie dies in der gesamten orthodoxen Welt jeden Abend bei der Vesper geschieht.

Der Hymnus begleitete in der Spätantike den Lichtritus der Grabeskirche und lässt sich deutlich in drei Teile gliedern. Der erste und der dritte Teil sind christologisch, und beide umrahmen den trinitarischen Mittelteil. Der erste christologische Teil ist eine Christus-Anrufung, der dritte Teil ist ein altkirchlicher Christus-Hymnus, wobei sich eine abendliche Lichtdanksagung im trinitarischen Mittelteil befindet. Die Autoren des Hymnus bleiben bis heute unbekannt. Fest steht, dass der Gesang für den Gebrauch beim *abendlichen Lucernarium* konzipiert wurde. Von seiner ersten Bezeugung durch Basileios den Großen in Kappadokien, der ihn als einen „uralten Hymnus“ bezeichnet, ohne seinen genauen Inhalt anzugeben, wurde dieser Lichtlobpreis seit mehr als 1700 Jahren in der Vesper der Wüstenväter und -mütter, der Klöster, der Kirchen und der großen Kathedralen des Ostens ununterbrochen verwendet. Heute Abend haben auch wir uns dieser Tradition angeschlossen.

Der Sohn ist in unserem Hymnus als „heiteres Licht der Herrlichkeit des unsterblichen Vaters“ beschrieben. Der Vater ist *athanatos*, also von seinem eigenen Wesen her der Unsterbliche. Der Sohn ist das heitere Licht (*phos hilaron*) seiner unsterblichen Herrlichkeit und dadurch selbst unsterblich. Im Credo von Nizäa wird die Beziehung zwischen Vater und Sohn unter anderem auch durch die Wendung „Licht vom Licht“ beschrieben. Das Wort *phos* bezeichnet in der Septuaginta das Tageslicht, tritt aber auch als Synonym für Gottes Gebot und für Gott selbst hinzu. Damit war der Boden für die Bezeichnung Christi als Licht der Welt in der johanneischen Tradition

vorbereitet. Das Adjektiv *hilaros* mit seiner Wortfamilie bedeutete in der profanen Gräzität „hell, glänzend, strahlend, heiter“ und wurde ins Lateinische mit *serenus* übersetzt. In der Septuaginta und im Neuen Testament meint *hilaros* „leuchtend, großzügig, gnädig“ und gehört bei aller Unterschiedlichkeit der konkreten Bedeutung in den Bereich der Soteriologie. Dadurch bezeichnet die Wendung Christus als den Erlöser der Welt, als Manifestation der Herrlichkeit der göttlichen Liebe.

Im Rumänischen sagen wir „lumina lina“. Lumina kommt vom lumen, ein Wort das zugleich im Rumänischen die Welt und das Licht meint. Die Welt macht also das göttliche Licht transparent. Das Adjektiv *lina* bedeutet „ruhig, sanft, mild“, also meinen wir mit *phos hilaron* ein Licht mit einem gedämpften, sanften, erholsamen Schein. Die Erfahrung dieses Lichtes ähnelt der Erfahrung Elias am Gottesberg Horeb, wo der Herr ihm weder im heftigen Sturm noch im Erdbeben, sondern im „sanften, leisen Säuseln“ erschien (1 Kön 19,12). Das sanfte Säuseln und das sanfte Abendlicht sind zwei Erfahrungen der Anwesenheit Gottes.

Wir nehmen also das Sinken der Sonne zum Anlass, um eine abendliche Danksagung darzubringen und um die Dreieinigkeit zu preisen für das erschaffene Licht, das auf Christus als Licht der Welt hindeutet. In diesen Lobpreis stimmt das gesamte All ein, wie der dritte Teil des Hymnus verdeutlicht: „Sohn Gottes, Lebensspender, darum verherrlicht Dich das All“. Nach orthodoxem Verständnis danken wir Gott nicht nur für die Schöpfung und in ihrem Namen, sondern auch zusammen mit der gesamten Schöpfung, da sie sein Licht und seine Herrlichkeit widerspiegelt oder als eine Art Ikone der göttlichen Logoi fungiert.

Wort und Symbol fallen in diesem Lichtritus zusammen, um uns dabei zu helfen, unsere Danksagung für das materielle abendliche Licht auf Christus, das Licht der Welt und die Sonne der Gerechtigkeit, zu übertragen, denn jedes Licht dieser Welt ist vergänglich. In der Finsternis der Leiden und des Todes brauchen wir das Licht Christi, das ewig leuchtet und uns bis in die Ewigkeit begleiten kann. Die Bedeutung dieses Lichtes ist in einigen orthodoxen Lokaltraditionen so groß, dass man auf dem Gedenkzettel mit den Namen der Entschlafenen in der Liturgie angibt, ob sie oder er mit

Licht und Kommunion entschlafen ist oder ohne. Wenn dies nicht der Fall ist, braucht er noch mehr Gebete vonseiten der Hinterbliebenen.

Das Anzünden des Lichtes am Sterbebett genügt aber nicht, wenn die Person ihr Leben nicht nach den Weisungen Gottes geführt hat. Wir haben oben gesehen, dass *phos* oder Licht in der Septuaginta auch das Gebot Gottes bezeichnete. Darum können wir schlussfolgern, dass die Gebote Christi uns zum milden oder heiteren Licht des Reiches führen können. Der Heilige Diadochos von Photike sagte im 5. Jahrhundert: „Christus ist in seinen Geboten verborgen und wer sie erfüllt, findet ihn und sein Licht“. Die Gebote werden also zu einem Begegnungsraum mit Christus und dürfen nicht als äußerliche Gesetze missverstanden werden, die zu erfüllen sind, um nicht von Gott bestraft zu werden. Der rumänische Dichter Ioan Alexandru sagte einmal: „Nicht wir halten die Gebote, sondern die Gebote halten uns.“ Sie halten uns im Licht Gottes und in seiner allumfassenden Liebe. Gott ist Liebe und hat uns das Gebot der Liebe anvertraut, aber erst nachdem er uns geliebt hat. Das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe zu erfüllen, bedeutet aus dieser Perspektive, auf die göttliche Liebe mit unserer Liebe zu ihm, zu seinem Licht und zu unserem Nächsten zu antworten. Dies können wir aber nur, indem wir im heiteren Licht seiner Herrlichkeit wandeln. Dafür beten wir jeden Sonntag in der orthodoxen Liturgie vor der Lesung des Evangeliums:

„Lass leuchten in unseren Herzen, menschenliebender Gebieter, das unvermischte Licht Deiner Gotteserkenntnis und öffne die Augen unseres Verstandes zum Verständnis der Botschaft Deines Evangeliums. Gib uns auch die Furcht vor Deinen seligmachenden Geboten ein, damit wir alle fleischlichen Begierden niedertreten, einen geistlichen Lebenswandel führen und alles zu Deinem Wohlgefallen sinnen und tun. Denn Du bist die Erleuchtung unserer Seelen und Leiber, Christus Gott, und Dir senden wir die Verherrlichung empor, samt Deinem anfanglosen Vater und Deinem allheiligen und guten und lebensschaffenden Geiste, jetzt und immerdar und in die Ewigkeit der Ewigkeit. Amen“.

(Zum Hymnus vgl. P. Plank, *Phōs Ilaron*, 2001, von dort auch der Text oben Seite 7-1.)

Die Predigten hielten:

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Kristin Weingart, geb. 1974, Dr. theol., Professorin für Literaturgeschichte des Alten Testaments und Geschichte Israels an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jörg Lauster, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Dogmatik, Religionsphilosophie und Ökumene) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Konrad Klek, geb. 1960, Dr. theol., Universitätsmusikdirektor und Professor für Kirchenmusik an der Philosophischen Fakultät und Fachbereich Theologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Gunther Wenz, geb. 1949, Dr. theol., Dr. h.c., Professor em. für Systematische Theologie (Dogmatik) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Reiner Anselm, geb. 1965, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Ethik) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Daniel Benga, geb. 1972, Dr. theol., Professor für Liturgik, Patrologie und Alte Kirchengeschichte an der Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie der Ludwig-Maximilians-Universität.

